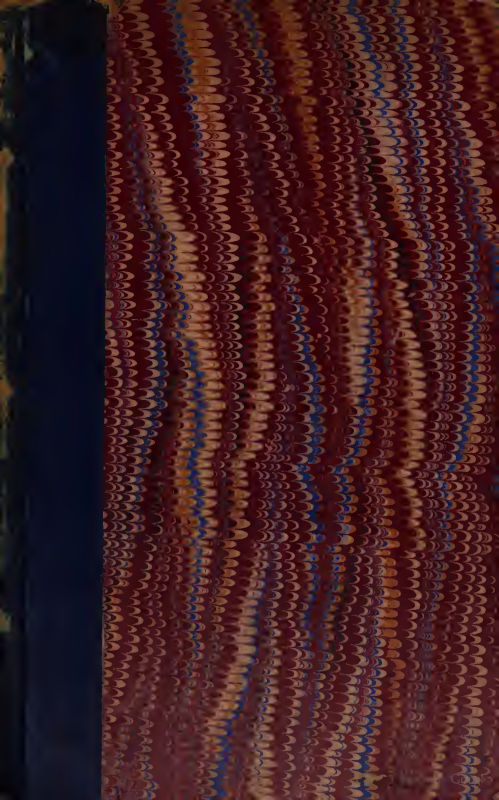








Die Idee

eines

goldenen Zeitalters,

ein

geschichtsphilosophischer Versuch

mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart ausgeführt

von

Dr. E. Pfleiderer,
o. ö. Prof. der Philosophie in Kiel.

Berlin.
Druck und Verlag von G. Reimer.
1877.

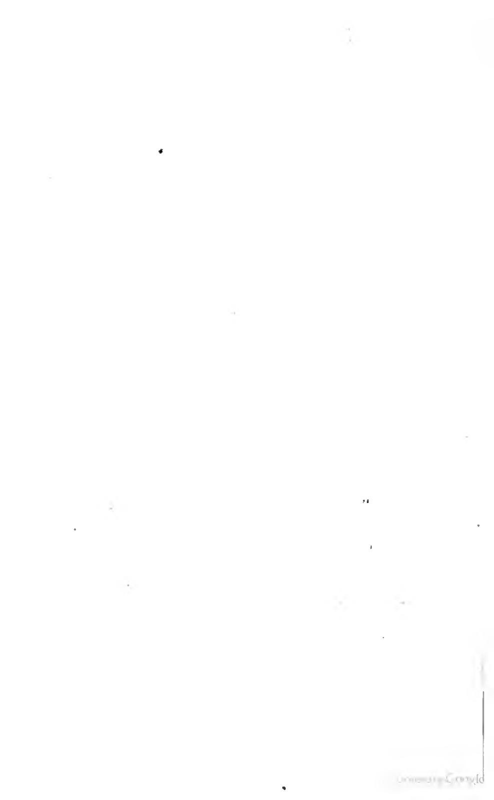
Der altehrwürdigen Eberhard-Karls-Universität

Tübingen

zu ihrem vierhundertjährigen Jubelfeste

in dankbarer Pietät gewidmet

vom **Verfasser.**



Vorwort.

Unsere Zeit ist eine ganz hervorragend geschichtliche. Nicht blos liegt sie mit ungewöhnlichem Eifer und wohlbedachter Methode allerlei historischen Forschungen ob, sondern namentlich verdient sie jenes Beiwort, weil in ihr zugleich sachlich so viel geschieht, also dass mehr als sonst Geschichte nicht allein geschrieben, sondern auch erlebt wird.

In natürlichem Zusammenhang damit ist nach längerer Ruhe nicht minder das Interesse für geschichtsphilosophische und damit verknüpfte ethische Fragen neuerwacht. Vielfach wendet sich das Denken den orientirenden grossen Ausblicken nach dem Woher und Wohin unseres geschichtlichen Lebenslaufs überhaupt im Ganzen oder Einzelnen zu. Insbesondere wird diess gegenwärtig von der pessimistischen Philosophie einerseits und andererseits von der naturalistischen Reflexion aufgenommen.

In kritischer Auseinandersetzung mit der ersteren Zeiterscheinung, die mir jedenfalls als Philosophie weit beachtenswerther scheint, habe ich bereits in einer früheren Schrift („der moderne Pessimismus", deutsche Zeit- und Streitfragen IV., 54 und 55. Berlin 1875) diese Fragen auch nach ihrer bleibend sachlichen Seite zu behandeln begonnen. Wenn sich aber dort die Betrachtung überwiegend auf dem Standpunkt des individuellen Lebens bewegte, um dessen Gehalt und Werth zu bestimmen, so bedarf das, ausser Manchem zuerst noch mehr zurückgestelltem Positivem, nunmehr der Ergänzung unter dem universalen oder geschichtsphilosophischen Gesichtspunkt. Denn mikro- und makrokosmisches Entwicklungsbild fordern einander und haben die mannigfachsten Berührungen.

Der wünschenswerthen Anlehnung halber schliesse ich mich an die bildlichpoetische Formulirung des Gedankens an, unter welcher er als „Idee eines goldenen Zeitalters" in den verschiedensten Perioden der Kulturgeschichte schon aufgetreten ist. Der Schwerpunkt unserer Untersuchung wird hierbei auf den praktisch weit bedeutsameren Ausblick nach dem Wohin, somit auf das Ideal der Zukunft fallen, wozu das harmonische Pendant der Vergangenheit die Vorbereitung bilden mag.

Was aber die materiale Behandlung und Lösung des Problems betrifft, soweit sie überhaupt möglich ist, folge ich pietätsvoll unseren grossen Idealisten. Wenn der-

malen z. B. ein Kant fast mehr als genug auf die Arena von Tagesfragen citirt wird, so dürfte doch meistens eine grosse Einseitigkeit seiner Benützung herrschen. Seine praktische Seite, auch seine hochinteressanten Streiflichter auf die Geschichtsphilosophie speziell werden meines Erachtens mehr wie billig ignorirt. Vornehmlich aber ist es neben Andern sein grosser poetischer Anhänger Schiller, welcher für unseren Gegenstand andauernd von der entschiedensten Bedeutung bleibt. In so weiten Kreisen er auch als Dichter und namentlich als Dramatiker lebt, so ist er doch als Philosoph weder nach seinen hiehergehörigen geistvollen Gedichten, noch nach seinen vortrefflichen prosaischen Schriften irgend in gebührender Ausdehnung und Genauigkeit beachtet oder allgemeiner gekannt. Eben von unserem Probleme nun und zwar zugleich in seiner bildlichen Fassung ist er durchweg aufs Tiefste durchdrungen. Und bei solchen Perspektiven in die weite Ferne ist gewiss gerade der philosophische Dichter eine höchst bemerkenswerthe Auktorität.

Wenn ich mir endlich erlaube, als Schlussprobe der Gesammtansicht eine prüfende Erwägung der Gegenwart beizufügen, so ist da natürlich die Verirrung in einzelne, tausendfach ventilirte Tagesfragen ausgeschlossen. Jedoch im grösseren Stil ist dieser kritische Gang trotzdem nicht ganz zu vermeiden, um nicht das Nächstliegende und somit Eindrucksvollste als etwaige Gegeninstanz der Totalanschauung unge-

löst stehen zu lassen. Auch kann vielleicht die Einfügung des Theils ins grosse Ganze eine ruhigere und nüchternere Beleuchtung geben, als die nothwendig mehr erregte Betrachtung allein aus dem Moment heraus sie bietet.

Kiel, Neujahr 1877.

E. Pfleiderer.

Inhalt.

Eingang.

Wenn unser grosser Dichter mit seinem nüchternklaren und weltkundigen Auge auf das gewöhnliche Schauspiel hinblickt, welches der Menschheit Leben und Regen von jeher darbot und allezeit darbieten wird, so zeichnet er die Haupttriebfeder der ruhelosen Bewegung, den Stachel und Sporn des Rennens und Jagens mit dem resignirten Klagewort: Nach Golde drängt, Am Golde hängt Doch Alles! ach, wir Armen!

Aber wohl uns, dass diess nicht das einzige und letzte Wort ist: Trotz Allem und Allem herrschen zugleich hoch über der Fläche des gemeiniglichen Treibens und ihrem trüben Dunstkreis viel höhere Gewalten und reinere Mächte, welche tief in der Menschheit Brust eingeprägt leben und bewusst oder mit der Naturgewalt des Instinkts unsere Schritte leiten.

Im Begriff, raschen Gangs durch die weiten Räume und Zeiten der Geschichte zu eilen, heben wir aus der Zahl jener idealen Mächte die eigenthümliche Idee hervor, welche den Beginn des geschichtlichen Lebens andeutet und nicht minder als verheissungsvoller Preis am Ziele winkt. Sie borgt wohl in dieser ihrer Doppelgestalt den sinnenfälligen Namen von dem allgewaltigen Herrscher des niedrigen Erdenlebens und steht, nur um viel höhere Gedanken und Interessen zu vertreten, gekleidet in das schimmernde Gewand des Goldes als „goldenes Zeitalter der Vergangenheit und Zukunft“

am Eingang und Ausgang der Weltgeschichte, so dass gewissermassen auch an ihr Alles hängt, nach ihr hin Alles drängt — jedoch zu unserem Heile und nicht zum Fluch!

Trotz des scharfen, fast aenigmatischen Kontrastes von realem Anhalt der Benennung und idealer Bedeutung derselben ist es übrigens ein treffendes Sinnbild, eine glückliche überall wiederkehrende Einkleidung, wenn die Menschheit zweimal von einem „goldenen“ Zeitalter spricht. Denn in räthselhaftem Sonnenglanz entsteigt das dämonische Ding, Gold genannt, dem dunkeln Schoos der Erde. Von jeher war es darum ein Liebling aller Magie und zauberischgeheimen Künste, wie Mephistopheles und Faust in der Fastnachtsscene am Hof sie so sinnbethörend und wahngebährend üben, während Andere, wenigstens in früheren Zeiten auch ausserhalb des Gedichts daran als an einem Hauptproblem herumlaborirten, ihren eigenen oder fremden „heiligen Golddurst“ zu stillen. Seine blendende Schönheit, die es aus der Nacht der Tiefe mitbringt, scheint wie ein Abglanz, oder klingt wie eine ferne Kunde geheimnissvoller besserer Sphären. In stolzer Widerstandskraft weiss es sich der zerstörenden Mächte zu erwehren, deren fressendem Zahne die gemeineren Genossen zum Raube fallen. Es ist, als hätte es aus jener besseren Welt zu dem Glanz und dem Schimmer auch höhere innere Lebenskraft, die dem Göttlichen eignende Wandellosigkeit im Wechsel der Jahre als Erinnerung bewahrt. Daher hat ihm denn auch die poetische Werthschätzung schon längst den königlichen Rang unter seinen wohlabgestuften Geschwistern niedrigerer Begabung eingeräumt.

Und wie die Länder nach ihren Fürsten, die Zeiten nach ihren grossen Männern heissen, so konnte jenes seinen vollwichtigen Namen hergeben wenigstens für die Marksteine, womit die Menschheit das Woher sowohl, als das Wohin ihres Geschichtslaufs kennzeichnet. Nicht auf die Räthselfrage nach der Ewigkeit, nach dem Jenseits vor oder nach dem Weltleben überhaupt will sie damit bildliche Antwort geben; das beschäftigt sie ja anderwärts reichlich genug. Sondern nur innerhalb der Zeit und ihrer Alter, auf der Erde selbst will sie mit diesem Symbol die Ziele der grossen

Rennbahn ausstecken, welche endliches Leben heisst und die Ebene unseres natürlichen Geschichtsverlaufs bildet.

In der That, es ist eine hochinteressante, eine ächt und unvermeidlich menschliche Frage, die Frage nach den beiden Entwicklungspolen unsres Gesammtdaseins. Das thierische Leben treibt hierin bewusstlos im Strome der Zeiten dahin. Mag es immerhin bei weitester Steckung der Phasen gleichfalls eine Entwicklungsgeschichte haben; das, was man unter Geschichte im höheren Sinne versteht, ist diess nicht; denn innerhalb der übersehbaren Zeiträume wickelt sich sein Dasein doch nur in wesentlich identischer Wiederholung sich gleichbleibender Geschlechter und Exemplare ab, ohne einen merklichen Fort- oder Rückschritt zu zeigen.

Anders der Mensch! Ob er auch nach den Wurzeln seines Daseins enger oder weiter mit jener Vorstufe verwachsen sein mag, wir nehmen ihn, wie er ist, als das fertige, des Namens Mensch würdige Product etwaiger animalischer Vorstufen. In jener durchgängigen Zwiespältigkeit, die ihn jedenfalls jetzt charakterisirt, bleibt er zwar ein zeitliches Wesen, aber daneben erhebt er sich in eigenthümlicher Ewigkeitswürde über diesen rastlosen Verfluss und bringt ihn über der Ebene des blos sinnlichen Daseins zum momentanen Stillstand, indem er denkend in der Gegenwart die Vergangenheit und Zukunft zugleich ins Auge fasst. Muss er schliesslich als Erscheinungswesen gleichfalls mit dem unwiderstehlichen Zuge der Zeitwellen gehen, so will er doch wenigstens auch die Quelle und die Mündung kennen, zwischen welchen beiden er dahingetragen wird.

Erster Abschnitt.

Das goldene Zeitalter der Vergangenheit.

Indem die jugendliche Menschheit in der keimartig reichen Geistesthätigkeit religiöser Phantasieanschauungen sich über ihr Dasein orientirt, stellt sie, die Erde noch möglichst eng an den väterlichen Himmel zu knüpfen, ein goldenes paradiesisches Zeitalter der Vergangenheit an den Anfang des Lebens unseres Geschlechts.

Vergoldet doch auch die Sonne, wenn sie aufgeht, mit ihrem Glanze die Gipfel der Berge, während in der Niederung noch Nebel und Dämmerung lagert. Ganz so eine Reihe von Völkern, wenn sie die Spitze ihres Daseins mit dem Glorienschein wesentlich identischer Züge umgibt. Freilich, wo immer die Kunde davon auftritt, ist es stets schon eine in weiter Ferne liegende Vergangenheit und alte halbverklungene Sage, als deren berufene Träger und Vertreter sich namentlich die Dichter aller Zeiten fühlen, wenn sie so oft wie in schmerzlichem Heimwehgefühl und wehmuthsvoller Stimmung des vergangenen Glücks gedenken. Dabei ist es ferner bemerkenswerth und dem religiösen Mutterschoose dieser Uranschauung ganz entsprechend, dass selbst die partikularistisch und autochthonisch gesinnten Völker wenigstens an diesem Punkte von der universalistischen Ahnung der Menschheitseinheit nicht unberührt bleiben und für dieselbe jedenfalls Platz lassen, auch wenn sie des Weiteren nur auf ihre spezielle Volksgeschichte und die früheste Gliederung der eigenen Stämme Bezug nehmen. Auf höherer religiössittlicher Stufe dagegen wird diese Einheit und Gemeinsamkeit der paradiesischen Vorzeit für das ganze Menschengeschlecht mit feinem Gefühl ganz ausdrücklich hervorgehoben.

Wie hiermit schon angedeutet, kommen uns besonders diejenigen Nationen in Betracht, welche noch heute für unser eigenes Geistesleben die grösste Bedeutung haben. Es sind die Griechen und Römer einerseits, welche wir hier gerne zusammennehmen

können, und andererseits die Israeliten mit ihren altehrwürdigen Religionsurkunden.

Wer kennt nicht aus letzteren die tiefsinnige Erzählung von dem Paradies, oder wie es in der Ursprache heisst, von dem Garten Eden, dem Garten der Lust und Wonne, was dann in chaldäischer Umwandlung als „Paradies" (oder Park) zur üblichsten Bezeichnung geworden ist. Auch abgesehen von dieser sprachlichen Entlehnung wenigstens in der späteren Uebersetzung mögen manche Züge der Erzählung ihre ursprüngliche Heimath im arischen Volkskreis der so schönen zoroastrischen Religion besitzen, wie besonders die nachher auftretende Versuchungsschlange als minder semitische Anschauung nahelegt. Trotzdem aber bleibt jedenfalls die geistige Gesammtprägung That des israelitischen Geistes.

Bei den Griechen-Römern ist es die Sage von der goldenen Zeit, wo „Saturnus — oder Kronos — regierte schlicht und gerecht". Ob man Kronos mit den Späteren als gleichbedeutend mit Chronos oder Zeit setzt, wonach theilweise die Symbole des Gottes sich bestimmten, oder ob man einer richtigeren und genaueren Etymologie folgt, bleibt sich für den Gedanken ziemlich gleich. Es ist das vollendete Prinzip des Weltseins, der Uranfang, wo Zeit und Ewigkeit sich berühren und ihre Züge mischen. Sinnlich plastischer ist Name und Grundbedeutung des Saturn als des Saatgottes. Ausgehend von der Analogie des jährlichen Naturlaufs mit seinem Wechsel von Frost und Hitze, Samen und Ernte, fixirte man den Gedanken der unzerstörbaren, allwaltenden Lebenskraft der Natur in der Göttergestalt des Urlebens mit seiner reichen unerschöpflichen Fülle oder der „Ops", die dem Saturn als Gemahlin beigegeben wurde.

Während dieses paradiesischen oder saturnischen Zeitalters leben die Menschenkinder in harmloser, mehr oder weniger hoch gedachter Unschuld. Es herrscht Friede mit Gott oder den Göttern, die in patriarchalischer Nähe weilen. Noch ist die Scheidung nicht eingetreten; das Bild des Jenseitigen und Göttlichen hat sich sozusagen noch nicht von der geistigen Netzhaut des kindlichen Menschenaugs projicirt und in die gegenständliche oder gar feind-

liche Ferne zurückgezogen. Derselbe Friede spiegelt sich als uranfänglicher „Gottesfriede" im Verkehr der Menschen unter einander und mit der Thierwelt. Blut fliesst in schroffem Kontrast erst ausserhalb dieser glücklichen Zeit, dieses heiligen Bezirks der Unschuld und Güte. In natürlicher Freiheit und Gleichheit Aller weiss man noch nichts von den verhängnissvollen Unterschieden Hoch und Nieder, Herr und Knecht, Reich und Arm. Im Garten d. h. im Schoos der Mutter Natur boten sich die noch gemeinsamen Güter in reicher müheloser Fülle dar; die Menschen „liebten und thaten weiter nichts mehr; die Erde gab Alles freiwillig her". Denn in erster Jugendkraft und den Friedlichguten sympathisch zugeneigt spendete die Natur den Neidlosen neidlos ihre besten Gaben und liess sie ein gesundes und langes, ja der ersten Aussicht nach fast unvergängliches Leben selig geniessen.

Hochbedeutsam ist es, dass wenigstens bei zweien der genannten Völker die schöne Sage in andauernden Volksgebräuchen nachklingt, ja theilweise in grundwichtigen Institutionen sich fixirt.

Ich meine zunächst die römischen Saturnalien, ein ebenso altes, als beliebtes und zu allen Zeiten sehr volksthümliches Fest, das durch die Zeit, in welcher es gefeiert wurde, wie nicht minder durch die dabei beobachteten Gebräuche bis herein in unsre Gegenwart sehr interessant ist. Der eigentliche Festtag war nämlich der 17. Dezember, von dem aus sich die Feier jedoch in der so bezeichnenden Siebenzahl weitererstreckte. Der damit eingeschlossene kürzeste Tag und die nahe Sonnenwende spielen ja bekanntlich in allen Religionsanschauungen eine grosse Rolle und sind von jeher mitten im winterlichen Dunkel das natürliche Grundsymbol der hoffenden Zuversicht gewesen, dass „endlich Alles sich muss wenden". Noch sind zwar Saturnus und Ops in der Tiefe verborgen, aber schon nahen sie und bringen mit sich alle guten Gaben und die ganze gesegnete Vorzeit des goldenen Zeitalters.

Daher war denn der vorherrschende Charakter dieses Festes die sinnbildliche Rückkehr in jene glücklichen Zeiten: lauter Freude und Freiheit, ein ausgelassenes Jubeln, Schmausen und Schenken durch die ganze Stadt. Besonders gut hatten es die Sklaven,

welche an diesem Feste in der Erinnerung an die einstige allgemeine Freiheit und Gleichheit von den Herren wie Ihresgleichen behandelt, vor der Herrschaft oder mit ihr gespeist, ja wohl gar — als symbolisches „ôte-toi que je m'y mette" des Sozialismus — von derselben bei Tafel bedient wurden und sich überhaupt auch einmal sehr vieles herausnehmen durften. Doch sollte in diesen Tagen nicht blos die Ungleichheit der Stände aufgehoben, sondern alle Feindschaft, alle Strafe, alle Ahndung bürgerlicher Vergehen wenigstens ausgesetzt werden; daher die Gerichte im Dezember ruhten, und selbst einen Krieg oder eine Schlacht während der friedlichen Saturnalien anzufangen für bedenklich galt.

Ein eigenthümlicher Gebrauch war, sich bei diesem Fest allerlei Geschenke zu überreichen, darunter namentlich Wachskerzen und kleine Figuren aus Thon, wie sie sonst vorzugsweise den Kindern geschenkt wurden. Endlich sind noch die Glücksspiele dieser Tage zu erwähnen, wobei man sich der Würfel bediente und um Nüsse spielte — lauter Sinnbilder, dass man bei dem sich wendenden Kreislauf des Jahrs hoffnungsfreudig die im Schoos der nahenden Zukunft schlummernden Chancen des neuen Segens vorauszudeuten suchte. Wer weiss nicht, dass in unserem germanischen Heidenthum frappant ähnliche Sitten und Anschauungen auf dieselbe, von Natur bedeutsame Jahreszeit sich konzentrirten, um vereint mit den Saturnalienreminiscenzen des heidnisch-christlich weltherrschenden Roms den Wildlingsstamm für die Inokulirung der christlichen Weihnachtsidee abzugeben!

Viel energischer erweist sich nun aber fürs Andre der religiöse Sinn Israels eben auch in der Konservirung der Paradieseserinnerungen. Was die heidnischen Römer nur Einmal im Jahre und mit stark naturalistischer Ueberwucherung der schönen Idee haben, das sucht die jüdische Religions- und Volksordnung dem Grundgedanken nach und viel reiner gehalten alle sieben Tage in der Festruhe des Sabbaths sich recht nahezubringen und zu eigen zu machen. Die römische Nüchternheit spottete später über dies „Verlieren eines Siebentels der Lebenszeit"; aber Israel wusste, welchen Schatz

und welch goldenes Institut es an seinem Sabbath für sich und die geschichtliche Nachwelt besass.

Natürlich hat die auch anderwärts heilige Siebenzahl, welche den jüdischen Sabbath und dem entsprechend die ganze dortige Festordnung bestimmt, zunächst und ursprünglich planetarisch-naturalistische Bedeutung, um in dem schon einmal berührten und so häufig wiederkehrenden Inokulirungsprozess später die mosaische Schöpfungs- und Paradiesesidee gastlich in sich aufzunehmen und fortan als Hauptgedanken zu repräsentiren. So ist denn der Sabbath recht eigentlich der Tag des „Gottesfriedens", der Ruhe nach und vor der Mühe und Arbeit der Woche, welche erst das saure Loos der nachparadiesischen Menschheit geworden sind. Er ist die zeitweise und zwar häufige, tief ins ganze Volksleben sich einprägende Wiederholung des entschwundenen Paradieses.

Ich habe schon berührt, welch' hohen Werth, welch' tiefe, geradezu metaphysische Bedeutung eine derartige Ewigkeit mitten in der Zeit für die Bewahrung der Menschenwürde hat, indem eine momentane Aufhebung des Zeitverflusses in seiner aufreibenden Gleichmässigkeit stattfindet. Käme uns doch die verfliessende Linie der Zeit erfahrungsmässig unerträglich lang und schleppend vor, wenn ihre graue Einfärbigkeit nicht durch solche konstante Lichtpunkte markirt wäre. Begreiflicher Weise liegt dem allgemeinen Verständniss die physisch-psychische Wohlthat noch weit näher, welche in der Sabbathordnung besonders für die Klasse der Dienstbaren sei es unter Menschen oder Thieren enthalten war. Auch für sie sollte in regelmässigem und reichlich bemessenem Wechsel eine Erholungspause eintreten, die an des Paradieses Freiheit und Gleichheit Aller erinnerte und die sozialen Differenzen in der Empfindung wenigstens zurückschob. Vornehmlich deutlich tritt der Zug dieser schönen Humanität in der zweiten oder Nebenbegründung des Sabbathgebots heraus, welche ich die politisch-historische neben der religiös-metaphysischen nennen möchte, indem sie das Volk zur Erweckung barmherzigen Sinnes gegen alle Mitgeschöpfe an die eigene ehemalige Dienstbarkeit unter der harten Zuchtruthe Aegyptens erinnert.

In symmetrischer Festhaltung der paradiesischgeweihten Siebenzahl wird nun weiterhin nicht blos auch der siebente Monat besonders geheiligt, sondern selbst das siebente und siebenmalsiebente (resp. fünfzigste) Jahr als Sabbath- und Jubeljahr ausgezeichnet. Und hier besonders treten uns die idealkommunistischen oder sozialistischen Ideen des vergangenen goldenen Zeitalters recht deutlich wieder entgegen. Im siebenten Jahr sollte z. B. das Feld nicht bebaut werden, und was von selbst wuchs, den Armen oder den Thieren zukommen — gewiss zunächst nicht eine landwirthschaftliche Massregel oder Belehrung über die Theorie der Brache, sondern ein Nachklang der alten mystischen Natursympathie; „die Erde sollte auch ihre Sabbathruhe haben; denn sie ist des Herrn". Die Menschen aber sollten sich zeitweise lösen lernen von der Scholle, an der sie sonst gierig kleben.

Die damit zusammenhängenden ökonomischen und civilrechtlichen Bestimmungen erhalten deutlichsten Ausdruck auf der höheren Potenz des Jubeljahrs. Hier sollte aller Wechsel wenigstens im Grundbesitz als der Vermögensbasis, wie er sich im Laufe der vorangehenden 49 Jahre gemacht hatte, wieder aufgehoben werden und all derartiges Eigenthum an die Stammfamilien zurückfallen, eine kategorische Massregel gegen die zusammenballende Gravitation des Besitzes oder des Kapitals, wie mans heute nennt, zunächst jedoch abermals Ausdruck einer religiösen Idee. Alle Glieder des Volks sollten sich dadurch als die Lebensleute des Einen Gottes betrachten lernen, der unpartheiisch Sämmtlichen gleich nahe steht und ihnen nur die Nutzniessung unter Vorbehalt seiner Oberherrlichkeit einräumt.

Inwieweit diese kühnen Jahresfeierideen je durchgeführt wurden, ist freilich streitig. Zeitweise und zum Theil dürfte diess immerhin der Fall gewesen sein. Uns hier gehen sie vornehmlich als Ideen etwas an. Dass sie aber in dieser Form lebhaft im Volksbewusstsein vorhanden waren, sehen wir aus den zahlreichen Klagen und Vorwürfen der Propheten über ihre Nichtbefolgung. Stellen dieselben doch geradezu die assyrische und babylonische Gefangenschaft des Volks u. A. unter den Gesichtspunkt, dass jenes Un-

glück ein strafender Ersatz für das selbstsüchtig unterlassene Sabbath- und Jubeljahr sei, eine göttlich erzwungene Ruhe des Landes, welche ihm das Volk selbst, seinem Gesetze untreu, nicht habe geben wollen.

Wie es sich mit der Realität der zuletzt genannten so merkwürdigen Institutionen auch verhalten möge, was mit anderen Untersuchungen literarisch-kritischer Art eng zusammenhängt — für uns bleiben genug sichere Anhaltspunkte dafür übrig, wie lebhaft das entschwundene goldene Zeitalter namentlich bei den Israeliten, aber auch bei Griechen, Römern und andern Völkern sowohl in Sage als Sitte nachklingt.

Um so näher tritt uns dagegen die andre Frage, was wir denn eigentlich in dieser so vielfach wiederkehrenden und so kräftig festgehaltenen Erzählung aus der Vergangenheit vor uns haben. Ist es Ueberlieferung eines einst wirklich gewesenen, durch den Strom der Jahrhunderte zu den sich immer mehr verästelnden Volksstämmen als Familienerbgut fortgetragen? Oder ist es am Ende doch nur eine fromme, schöne Sage, ein idyllisches Jugendgedicht oder Wiegenlied der Menschheit? Unsere ganze Darstellung hat natürlich nicht umhin gekonnt, die nüchterne Antwort auf diese Frage bereits durchscheinen zu lassen. Aber gerne wollen wir zuvor noch einen Augenblick stille halten und in Ruhe auch andre Standpunkte anhören, die aus naheliegenden Gründen nicht unsere Entscheidung treffen.

Eine strenge Bibelgläubigkeit, welche selbst die hier in Betracht kommenden mosaischen Urkunden wörtlich und eigentlich verstehen möchte, erklärt sich in bekannter und begreiflicher Weise für ein ehemaliges Wirklichgewesensein des Paradieses und sieht in der parallelen heidnischen Sage nur eine weitere Bestätigung dieser Ansicht, welcher sogar die getrübten und verunstalteten Abdämpfungen der Wahrheit noch Zeugniss geben müssen. Auf Grund dieser principiellen Annahme und alsdann zweifellos mit dem Recht einer nur ehrenwerthen Konsequenz haben sich namentlich in früheren Zeiten gar Manche die saure Mühe gegeben, nach den Andeutungen des mosaischen Berichts den genauen Ort des Para-

dieses oder womöglich dieses selbst wieder aufzufinden. Sie liessen sich nicht schrecken durch den tiefbedeutsamen Zug, den die Erzählung selbst in dem wachehaltenden Engel mit dem feurigen Schwert allen Rückkehrgelüsten nach dem Verlust entgegenstellt.

Vor Allem hielt man sich an die vermeintlichen geographischen Spuren in den vier Paradiesesströmen, was als orientalisches Lebenselement in den verschiedenen Variationen der Sage wiederkehrte. Und gewiss liegt darin die Erinnerung, dass die ersten Kultursitze die fruchtbaren Flussebenen waren, wie nicht minder die dort genannten Namen wenigstens zum Theil eine Reminiscenz gerade dieser Volksstämme an das Euphratgebiet verrathen. Auch sonst wird ja Hochasien als Ursitz jedenfalls eines grossen Theils der geschichtlichen Menschheit, wie ihrer Hauptthiere und wichtigsten Pflanzen betrachtet.

Allein weil eben auch dort für ein wörtliches Verständniss keineswegs Alles stimmen wollte, geriethen Manche in der Verlegenheit ihres Suchens auf die wunderlichsten Einfälle, die ihnen zum guten Theil ein höchst naiver Lokalpatriotismus eingab. So verfiel Einer der Forscher u. A. sogar auf Skandinavien, welches im 16ten Jahrhundert einen „médecin (!) savant" Namens Goropius Bekanus besass, der in scandinavischer Ueberschwänglichkeit das Schwedische für die Sprache Adams erklärte (vgl. Leibniz nouv. ess. ed. Erdmann S. 301 und a. a. O.) Wieder Andere wandten ihre suchenden Blicke der Ostseeküste zu, deren theilweis hohe Schönheit oder Fruchtbarkeit namentlich auch an Milch und Honig, den Symbolen gesegneter Länder, man immerhin gerne anerkennen kann, ohne sich desshalb schon paradiesisch angemuthet zu fühlen. Die Vorsichtigsten endlich unter den Suchern der goldenen Stätte zogen sich angesichts der durchgängigen Misserfolge auf die Erklärung zurück, durch die Sündfluth sei eben die Erdoberfläche bis zur Unkennbarkeit verändert und entstellt worden.

Ich glaube, wir thun diesen harmlosen und wohlgemeinten Bestrebungen der Paradiesesgeographen kein Unrecht, wenn wir ihnen Allen mit dem Dichter antworten: „Ach umsonst auf allen Länderkarten, Spähst du nach dem seligen Gebiet, Wo der Frei-

heit ewiggrüner Garten, Wo der Menschheit schöne Jugend blüht". Das Positive hiezu liegt in dem weiteren Wort: „Das Schöne blüht nur im Gesang". Jeder freiere Standpunkt erklärt nemlich jene Anschauung des Paradieses oder goldenen Zeitalters der Menschheitsanfänge einfach für eine religiöse Sage, für einen Phantasiemythus. So wenig die mosaische Schöpfungsgeschichte nüchtern betrachtet den Anspruch auf buchstäbliche Wahrheit machen kann oder auch nur selbst macht, so wenig der gleich drauf folgende Passus über der Menschen Urstand.

Hierauf pflegte oder pflegt man allerdings vielfach erstaunt zu entgegnen: Wie? Ein bloser Mythus, eine Dichtung der freien Phantasiewillkühr, ein beliebiges Machwerk einzelner poetischer Köpfe soll hier vorliegen? Woher dann in aller Welt die, auch bei der Fluthsage bekanntlich wiederkehrende so auffallend weite Verbreitung der Sage bei Völkern, welche sicherlich seit Jahrhunderten keine Berührung und geistige Uebertragung von Ideen mehr unter einander hatten, dagegen eben in den früheren und frühesten Anfängen Eins waren? Beweist nicht nach allen Gesetzen der prosaisch unerbittlichen Logik selbst diese Uebereinstimmung wesentlich selbständiger Zeugen, dass wir es mit einem Faktum oder mit der Ueberlieferung einer ehemaligen Wirklichkeit zu thun haben? Können wir die identische Tradition anders erklären, denn als die gemeinsame Menschheitserinnerung an einen thatsächlich erlebten Zustand der Ureltern?

In der That ist es jedoch von allem Andern abgesehen schon die unerbittliche Logik in ihrer Nüchternheit, welche uns letztere Frage zu bejahen und zum voraus eine andre Möglichkeit der Erklärung des Faktums offen zu halten zwingt. Es ist diess keineswegs der einzige Fall bedeutenderer Art, wo das Denken an einer bekannten logischen Klippe zu Schaden kam; vielmehr liessen sich auch aus anderen Gebieten gar manche verwandte Beispiele anführen. Ich meine nemlich den Rückschluss aus einem gegebenen und als Wirkung betrachteten Thathestand auf die anzunehmende Ursache. Wie leicht und häufig verwechselt man diess mit dem umgekehrten Weg von der Ursache zur Wirkung! Der Letztere ist allerdings gefahrlos und der geraden Linie vergleichbar. Bei Er-

sterem dagegen kommt man im Rückgang häufig und möglicher Weise immer an eine Kreuzung, wo die weitere Bahn nach Rechts und Links oder auch noch stärker sich verästelt, d. h. zu verschiedenen gleichmöglichen Ursachen führt. Von diesen ohne nähere Prüfung nur eine Einzige zu praesumiren, ist desshalb Voreiligkeit oder das innerste Wesen des Irrthums, der im Urtheilen vor der Berechtigung besteht.

Gewiss ist nun die Thatsache jener weitverbreiteten und wesentlich gleichlautenden Sage recht wohl erklärt, wenn wir eine gewesene Wirklichkeit als Verursachung der Tradition annehmen. Denn die im Grunde doch minder bedeutsamen Abweichungen in der Fassung des Bildes lassen sich durch den trübenden Einfluss der mündlichen Ueberlieferung ohne Mühe zurecht legen. Auf der anderen Seite ist es aber völlig ebensogut möglich, ohne eine reale Wirklichkeit auszukommen. Wir dürfen nur als wahre Ursache die Gesetze unserer eigenmenschlichen Seelenorganisation betrachten, welche ja gleichfalls in den Grundzügen überall dieselben sind und allezeit ähnlich wirken. Es würde sich dann nur in der neuerdings allgemein anerkannten richtigeren Fassung des Begriffs „Mythus“ darum handeln, genauer zu zeigen, wie unsre Phantasie in der That die Fähigkeit, ja den unwiderstehlichen Drang hat, eine derartige Vergoldung des Morgenhorizonts der Menschheit oder eine solche Fata morgana mitten in des geschichtlichen Lebens relativer Wüste aus sich selbst hervorzuzaubern.

Wer kennt sie nun nicht von täglicher Erfahrung her, die farbenreiche Poetin oder zu deutsch die schöpferische Künstlerin, welche den sonst matt gewordenen Greis und nicht blos ihn so eifrig und beredt macht in lobpreisender Ausmalung der Zustände, wie sie früher waren? „Damals“ kam der Frühling bälder und war üppiger in seiner Blüthenpracht, der Sommer aber that gleichfalls noch seine ihm obliegende Schuldigkeit und zeitigte seine Gaben unter kräftiger Sonne; darum war „damals“ auch der Herbst noch ganz etwas anderes als jetzt, und endlich bettete der Winter seinerseits in klarer charaktervoller Strenge zur wohlverdienten Jahresruhe. Was aber die Hauptsache ist, auch die Menschen waren viel besser,

viel ehrlicher und gerader, viel frischer und gesünder, als das jetzige verderbte und verkommene Geschlecht (cfr. Horaz ad Romanos: Aetas parentum, pejor avis, tulit Nos nequiores, mox daturos Progeniem vitiosiorem). Wo liegt aber hier die so schmerzlich beklagte Aenderung? Wer wollte auf diese kategorische Frage mit der Antwort zögern, dass der fatale Wechsel in uns hauptsächlich zu suchen sei und nicht ausser uns!

Tief in der menschlichen Natur lebt und webt ein Zug zum optimistischen Idealisiren des Fernen und Vergangenen. Und trotz aller Ausschreitungen und vieler Missgriffe ist derselbe im Grund genommen nicht nur wohlthätig und schön, sondern sogar edel zu nennen. So übt schon unser Gedächtniss eine Art von moralischem Gericht über Gut und Bös, indem es im Laufe der Zeit das Schlechte und Widrige seiner inneren Werthlosigkeit entsprechend verblassen und verschwinden lässt, damit das Gemeine dem verdienten Loose seiner Nichtigkeit verfalle. In desto helleren Farben bleibt dann auf dem freigewordenen Platz das Gute übrig und hebt sich von dem dunkelverschwimmenden Hintergrund um so glänzender ab.

Diess gilt ja bekanntlich auch von der ganzen Erscheinung eines Charakters und Menschenlebens. Selbst ohne dass schon wirklich sittliche Gründe dazu kommen, wie das Bewusstsein eigener jetzt nicht mehr gutzumachender Fehler oder die Anstandspflicht gegen den Mund, der sich auch zur Vertheidigung für immer geschlossen hat, wirkt der Tod schon für sich allein in hohem Grad versöhnend und stellt nach kurzer Zeit den Verstorbenen in das verschönernde Licht pietätsvoller Erinnerung. Mag das Charakterbild grosser historischer Persönlichkeiten immerhin zuerst ein kurzes Fegfeuer durchmachen müssen und schwanken in der Geschichte, solange noch der allzu nahestehenden Partheien Gunst und Hass es verwirrt; bald erprobt sich doch an ihnen die Wahrheit des Worts: „Was unsterblich im Gesang soll leben Muss im Leben untergehn". Wie der Epheu sich liebevoll und anmuthig um altes zerbröckelndes Gemäuer schmiegt, es umrankt und seine Blössen deckt, so webt sich von jeher um die Heroen der Geschichte ein schöner mythischer Schleier, wenn erst die spröde

Wirklichkeit ihrer Gestalt dahingesunken und ferne gerückt ist Man mag sagen, was man will, die Menschheit birgt nun einmal einen Fonds von Idealismus in sich, der es zu allen Zeiten nicht lassen kann, sich als Schöpferkraft zweiten Grades an der nüchternen Wirklichkeit lieblich spielend zu versuchen.

Damit verbindet sich in unserem Falle eine rein theoretische Eigenthümlichkeit, die allerdings auf ihrem Gebiet nur als eine Schwäche und Oberflächlichkeit bezeichnet werden muss. Ich möchte es den angeborenen Sensualismus der Menschennatur nennen und meine damit die bekannte Vorliebe der minder gebildeten und vorsichtigen Unmittelbarkeit für die positiven Instanzen der Beobachtung. Das Negative, obwohl die Hälfte unseres Bewusstseins und Denkens einnehmend, ist genau betrachtet doch nur Gedankending und niemalen Gegenstand der directen sinnlichen Auffassung. So wenig ihm diess für die höhere und wirklich exakte Taxirung schadet, so sehr wird es doch in der oberflächlichen Auffassung dadurch an Werth und Geltung heruntergedrückt; es wird leicht übersehen und ignorirt oder wenigstens rasch vergessen, weil ihm die konkrete Handfestigkeit fehlt. Wie vielfach begegnet uns diess im gewöhnlichen Leben; die meisten „Generalisationen der Erfahrung", mit einem neuesten Logiker zu reden, laboriren an diesem Fehler der einseitig positiven Induction und Statistik; nicht nur die laienhaften Wetterregeln, sondern namentlich auch das weite Gebiet des Aberglaubens mit seinen vermeintlichen Vorzeichen und „sichereintreffenden" Omina geben davon reiche Kunde.

Neben der löblichen Neigung des Idealisirens von Fernem und Vergangenem, welche durch die eben erwähnte theoretische Schwäche der Popularstatistik unterstützt wird, ist es ein anderer ganz ausgeprägter Hang unserer Natur, den wir beachten müssen, aber gleichfalls wieder von tausendfacher Erfahrung bestätigt finden. In unwillkührlichem Souveränitätsgefühl, das sich als das allbezügliche Centrum der Welt ansieht, liebt es der Mensch so sehr, sein eigenes Wesen hinaus zu verlegen in die Dinge, oder die Stimmungen und Wandlungen seines Inneren zu projiciren auf den Umkreis der Objecte ausser ihm. Und gewiss liegt eine tiefe Wahrheit in dem

alten Wort der Lebensweisheit: Wie Du das Leben ansiehst, so sieht es Dich an; in Deinem Auge spiegelt sich die Welt! Allein eben so klar ist, wie trübend und störend diess unter Umständen für die nüchterne und rein sachliche Werthtaxirung werden kann.

Ist es in unserem Falle ein Wunder, dass die Gegenwart des Greisen ohne ihre mindeste eigene Schuld schlecht vor seinem Urtheil besteht und in gealterter Hinfälligkeit seinem mattgewordenen Auge sich präsentirt? Mit stumpfen Sinnen fasst er die umgebende Welt auf, welche sich ihrerseits der Hauptsache nach gleich geblieben ist in der Treue, die dem nur Naturartigen eignet. Aber seine Organe für das Schöne und Angenehme haben gelitten. So ergibt die Wechselwirkung der beiden Faktoren alles unseres gegenständlichen Bewusstseins nunmehr mit Nothwendigkeit ein geringeres Produkt, als früher, wo der so bedeutsame subjektive Koeffizient noch mit voller Stärke einsetzte. Wir hören jetzt die alte Klage des Hässlichen über den unschuldigen Spiegel. In geheimem, unbewusstem Neid will der Gealterte, dass auch die umgebende Welt mit ihm gealtert habe, um sie getroster verlassen zu können.

Umgekehrt wie beim Angenehmen und Schönen schärft sich mit dem Alter der Sinn und die reizbare Empfindlichkeit für Gut und Bös. Freilich: „Nicht jede Besserung ist Tugend, Oft ist sie nur das Werk der Zeit. Die wilde Hitze roher Jugend Wird mit den Jahren Sittsamkeit", wie Gellert mehr wahr als poetisch sich ausspricht. Weit vom Schuss lässt sich nicht blos über Kriegsgebräuche äusserst edel und human theoretisiren, sondern auch über den Kampf von Tugend und Neigung höchst erbaulich moralisiren. Junge Mädchen haben bekanntlich keine strengeren Sittenrichterinnen, als ihre gealterten Schwestern, bei denen Schönheit nicht mehr (oder überhaupt nicht) die Falle der Tugend bildet. Andererseits entwickelt sich natürlich mit dem Alter vielfach auch eine wirklich sittliche Reife, eine moralisch werthvolle grössere Feinheit des Gefühls auf diesem Gebiet. Jedenfalls erklärt uns die eine oder andere Wandlung des urtheilenden Subjekts leicht, warum dasselbe jetzt den strengen Kritiker für gar

Manches abgibt, woran es einst, gleichfalls noch jung, keinerlei Anstoss oder sogar lebhaften Antheil nahm.

Endlich bildet ja selbst ohne die rosige Brille der nachträglichen Verschönerung die eigene Kindheit des Individuums in der That eine so schöne glückliche Zeit. Das Kind ist reich auch in der kleinsten Welt, wenn es anders nicht durch Erziehungsthorheiten mit Gewalt um seine Kindheit betrogen wird. Und warum ist ihm die Wiege noch eine weite Welt, warum das Gewöhnlichste noch eine Quelle stundenlangen Vergnügens? Einfach weil sein Organ für die Freude noch nicht abgestumpft ist, weil ihm der geistige Tod der Blasirtheit noch nicht nahe trat. In seiner keimartigen Unbestimmtheit ruht die reichste Bestimmbarkeit. Die Blätter seines Tagebuchs sind noch alle weiss; drum wissen sie zu jeder Stunde neue Merkwürdigkeiten und Freuden einzutragen, während die späteren Jahre so vielfach das Ihrige Blatt um Blatt nur mit der traurigen Salomoweisheit zu langweilen vermögen: „Alles ist eitel, nichts Neues unter der Sonne!“ Sittlich betrachtet aber ist das Kind noch in unentwickelter Indifferenz, also jedenfalls auch noch nicht böse im eigentlichen Sinn des Worts. Wie leicht lässt sich diess mit Gut- oder gar Tugendhaftsein verwechseln und somit als eine Zeit moralisch anrechenbarer Unschuld betrachten!

Indem alle diese Eigenthümlichkeiten der Seele, d. h. der gemeinsamen Menschennatur zusammenwirken, wirft die rückblickende Phantasie einer noch poesievolleren Zeit der Menschheit den goldenen Schimmer von Glück und Unschuld auf die Kindheit unseres Geschlechts auch im Grossen und Ganzen. Als völlig vorgeschichtliche entzieht sie sich dem nüchtern klaren Blick und bietet, im Nebel schwimmend, die natürliche Möglichkeit zu einer reichen Fülle kühner Nebelbilder, wie die verschiedensten Völker in ihren Ursprungssagen sie wirklich unserem Blicke vorführen.

In dieser Weise, das kann ja keinem Zweifel unterliegen, lassen sich die identischen Sagen von einem goldenen Zeitalter oder Paradies der Vergangenheit subjektivpsychologisch genau ebenso gut erklären, wie mit der Annahme einer objektivreal gewesenen Wirklichkeit desselben.

Auf freierem, nüchternwissenschaftlichem Standpunkt bedarf es nun des Dilemmas in einer material längst entschiedenen Frage gar nicht mehr. Man könnte uns daher eine höchst entbehrliche Umständlichkeit vorwerfen, dass wir überhaupt noch ein Entweder-Oder zuliessen. Allein wir zogen es trotzdem vor, zunächst in aller Ruhe die formale und logische Möglichkeit einer doppelten Erklärungsweise hypothetisch einzuräumen. Bot sich uns doch hierdurch die willkommene Gelegenheit, um ein auch sonst so häufig vorkommendes Gesetz, ich möchte sagen die religiöse und religionsgeschichtliche Logik und Optik an einem besonders schlagenden Beispiel zu erläutern.

Ueberdem empfahl sich diese scheinbar übertrieben unbefangene und ruhige Inbetrachtnahme der Ueberlieferungen einer grauen Vorzeit noch aus einem anderen Grunde. Wenn wir bei aller kritischen Nüchternheit doch zugleich in pietätsvollem Sinne, diesem besten Leitstern zum Finden der Wahrheit, uns der Kontemplation jener schönen Mythen hingeben, so drängt sich uns bald die Ueberzeugung auf: Trotz allem Beiwerk liegt in ihnen, dem Vermächtniss ältester Vergangenheit, jedenfalls eine tiefe ideale Wahrheit. Und eine solche hat denn doch neben der blos exakten und realen Wirklichkeitskopirung auch noch ihr gutes Recht; ja sie könnte am Ende für das Leben im grossen Ganzen werthvoller und bedeutsamer sein, als diese in ihrem soliden, aber nüchterngrauen Werktagskleide. Allein noch mehr! Wir wagen es sogar wenigstens eine relative Wahrheit selbst von realer Art in jenen Sagen zu behaupten und auf einen gewissen Wirklichkeitskern derselben hinzudeuten, den ein liebevoller Konservatismus noch durch alle Schaalen hindurchschimmern sieht. Beginnen wir mit dem letzteren Punkt.

Unsre Zeit ist bekanntlich tief bewegt und in den weitesten Kreisen erregt durch die naturwissenschaftlichen Lehren, resp. Hypothesen über den Ursprung der Welt und das Wesen ihrer wachsthümlichen Entwicklung, insbesondere über die Entstehung des Lebens und seine Heraufbildung bis zur höchsten uns bekannten Stufe, bis zum Menschen. Recht und Werth aller dieser

Forschungen muss zweifellos und unbedingt zugegeben werden. Denn vorangestellte Klauseln und Grenzbestimmungen kann die Wissenschaft nun einmal nicht ertragen, soll sie gedeihlichen Fortgang nehmen. Anders, wenn dasselbe im Verlauf oder am Schluss der Untersuchungen geschieht, wo es z. B. im vorliegenden Fall sicherlich am Platze ist. Für unser Problem jedoch kann all diess billig ausser Betracht bleiben. Die geschichtliche oder geschichtsphilosophische Betrachtung des Menschen beginnt offenbar erst da, wo der Mensch, wie nun irgend geworden, wirklich vorhanden ist. So gewiss ich, bildlich geredet, den Schmetterling als ein Wesen für sich betrachten darf und nicht die Eigenschaften der Raupe zum rigorosen Massstab jenes Metamorphosengebildes nehmen kann, so gewiss heisst es bei dem fertigen Menschen: Der Lebende hat Recht! Seine Basis oder die Kette seiner etwaigen Vorstufen mag gewesen sein, welche sie will, jetzt und zwar schon längst ist er Mensch, und für uns kommt er nur nach diesen seinen humanen Qualitäten in Betracht, während alles Andere ruhig jenseits der Grenze dieser Auffassungsweise liegen bleiben mag.

Stellen wir uns einmal auf die erreichte Stufe des Menschseins, so dürfte es fürs Weitere vollends hier, jedoch auch nach rückwärts hinsichtlich der Vorstufen ein ziemlicher Irrthum sein, wenn man das Wesen der Entwicklung als völlige Geradlinigkeit ansieht oder als einen Prozess fasst, der in stetiger Progression nach aufwärts oder vorwärts geht, wonach also jede vorhergehende Stufe in jeder Beziehung niedriger stände, als die glücklich folgende. Es ist diess ein Doktrinarismus des Werdebegriffs, der wohl vornemlich aus Reminiscenzen an die theilweise sogar missverstandene Hegelsche Philosophie als Axiom ins allgemeine Bewusstsein übergegangen ist. In jener Art mag sich die Sache reinlich und zweifelsohne auf dem Papier oder im Schema des Buchs machen, stimmt aber nicht mit dem Leben und der Wirklichkeit. Diese zeigt uns vielmehr die Entwicklungslinie in reicher organischer Gliederung; es ist weder eine gerade, noch eine stetig fortfliessende Linie, sondern wir bemerken vor Allem sehr bedeutsame Knoten- und Wendepunkte, welche ihre Einförmigkeit unterbrechen,

Haltstationen, wo sich die Natur orientirt, Pausen oder auch Rückschritte, welche sie macht. Die Blüthe der Pflanze ist ein relativer Gipfel ihres Daseins; aber sie steht doch nur vor der Frucht, sie muss „abfallen", das Ganze muss zunächst unschöner werden, damit es seine höchste Bestimmung erreiche.

Beschränken wir uns indess für unsre Frage auf die leitende Analogie des einzelnen Menschenindividuums. Wer kennt sie da nicht, die prächtige Zeit im Leben eines Jeden, welche recht eigentlich in leiblicher und geistiger Hinsicht das holde Blüthenalter der Natur genannt werden mag. Es ist nicht mehr die harmlosnaive, gar zu keimartige Kindheit mit ihrer Indifferenz, noch nicht das ernste aufgabenvolle, differenzen- und enttäuschungsreiche Mannesalter, sondern mitten inne die Periode einer hochgespannten, überschwellenden Jugendidealität, die Zeit der ersten Liebe zu allem Schönen, Guten und Wahren. Reiche Begeisterung, schöne Vorsätze oder kühne Lebenspläne erfüllen die Brust; alle Ansätze künftiger Ausreifung drängen und treiben in schaurigsüssem Gefühl.

Was wird daraus werden? Herkules steht am Scheideweg; es ist eine tiefbedeutsame kritische Zeit. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muss bleiben, die Blume verblüht, die Frucht muss treiben"; diess gilt für das ganze Leben des Individuums und für die Gesammtheit seiner Interessen. Vorwärts! Die Vorsätze und Ansätze mögen werden zu Thaten und Leistungen, die Ideale sollen ihre steigende Realisirung erlangen, die Pläne müssen reifen, der Charakter männlicher Gediegenheit muss unter dem Prägstock des Lebens und seiner Kämpfe fertig werden.

Freilich, es ist ein Scheideweg kritischer Art. Wie häufig sehen wir die Begeisterung auch verfliegen wie Dunst, sehen das Feuer der Idealität traurig verlöschen, die edle Gährung schmählich verdampfen, so dass nur ein schaaler Bodensatz übrig bleibt. Wie viele Blüthen des Frühlings sind taub und fallen ab, ohne Frucht zu bringen. Wie manche jugendlichen Schwärmer für Freiheit und Recht endigen bald als verknöcherte Büreaukraten, als blasirte, über den eigenen Rausch der Begeisterung blos noch hohnlächelnde

Philister! Die schwellende Knospe enthielt die Möglichkeit zu Beidem, zum Aufschwung wie zum Abfall.

Das Individuum rekapitulirt wohl physisch und ganz sicher geistig die Entwicklungsphasen seiner generischen Vorstufen, aber Alles in ungemein beschleunigtem Tempo. Dürfen wir also nicht in seinem Lebensgang ein konzentrirtes Abbild des Werdeprozesses unseres Geschlechts sehen und die mikrokosmischen Züge der Individualentwicklung zurückübersetzen in die Frakturschrift der Gesammtgeschichte? Wir mögen dabei die Menschheit als einheitliches Ganze nehmen oder auch besonders auf ihre begabtesten Glieder und deren Komplex reflektiren. Sollten sie nun nicht einst eine ähnliche Periode gehabt haben, wie die eben geschilderte, nachdem sie die allerersten Phasen ihrer animalischhumanen Entwicklung wie nun immer durchgemacht?

Die eigenthümliche Reisestatistik unserer Zeit liebt es, die verschiedenen wilden und halbwilden Völkerschaften, welche sie auf ihren Entdeckungsfahrten trifft, ohne Weiteres als die bezeichnenden Typen der von uns allen durchgemachten Stadien zu fassen und daraus ihren Begriff von der Entstehung, ja sogar vom Wesen z. B. der Religion oder der sittlichen und sozialpolitischen Anschauungen zu schöpfen. Ich glaube, diess dürfte eine sehr getrübte und keineswegs durchweg massgebende Quelle sein. Jene Wilden sind selbst keine Urmenschen mehr, sondern haben in ihrer Art gleichfalls schon eine lange Geschichte hinter sich. Nur ist es bei ihnen wesentlich eine Geschichte des oben am Individuum geschilderten Abfalls, ein schmähliches Herunterkommen von der entscheidungsschweren Höhe einer mehr oder weniger gross ansetzbaren Jugendidealität. Letztere wird sich begreiflicher Weise je nach der natürlichen Begabung einer Völkerfamilie quantitativ verschieden bemessen, aber qualitativ doch überall wiederkehren. Auch die Völker standen auf einem Punkt, wo es erstmals bei ihnen aufblitzte, um bleibend und steigend Licht zu werden, oder aber in dunkle, ja sogar noch dunklere Nacht als vorher zurückzugehen.

Wenn man diess für eine allzugewagte Hypothese und für

einen vagen Analogiebeweis ohne genügenden Boden hält, so berufe ich mich zur Bestätigung auf die Spuren und Anzeichen, welche wir aus dieser Zeit erstmals aufflammender idealer Begeisterung hart vor der Schwelle der Geschichte noch heute besitzen.

Um mit einem bereits gestreiften Punkte zu beginnen, so möchten Manche die schablonenmässige Ansicht axiomatisch fixiren, wonach die Religion ihren Ursprung in der bangen Furcht des unwissenden Menschen gegenüber den Naturgewalten gehabt habe. Von hier aus sei sie in der schon erwähnten Geradlinigkeit des Fortschritts zu den höheren Formen weiterentwickelt worden, während gewisse Völkerfragmente auf der gemeinsamen Urstufe stehen blieben.

Ob man hierbei nicht in erster Linie den psychologischen Irrthum begeht, eine vornemlich den Kulturzeiten und ihren Menschen eigenthümliche Gemüthsverfassung doktrinär auf den Naturstand zurückzudatiren, eine Projectionsmanier, welche überhaupt den meisten Schilderungen des status naturalis anhängt? Man denke nur z. B. an Hobbes und dessen „bellum omnium contra omnes,“ worin allerdings ein getreuer Spiegel seines Revolutionszeitalters, aber nur nicht der Menschheitsanfänge liegt.

Für unsre Frage erinnere ich blos daran, welch' stoische Ruhe unsre Bauern im Allgemeinen bei einem Gewitter zeigen, ohne dass sie diese erfreuliche Seelen- resp. Nervenstimmung gerade aus einem Uebermass von Wissen schöpfen. Nein! wir dürfen unser Kulturnervensystem nicht den robusten Menschen der grauen Vorzeit andichten; sonst trügen sie „neben der Last ihrer grenzenlosen Unwissenheit“ zu schwer und mehr als menschenmöglich ist.

Und in der That praesentiren sich die Religionen, soweit sie sich noch verfolgen lassen, gerade um so reiner und schwungvoll erhabener, je älter sie sind und je weiter sie in der grauen Vorzeit zurückliegen. Sollten sie nicht eben aus jener Entwicklungsperiode stammen, wo „das Auge den Himmel offen sieht“? Sollte nicht die spekulativere Religionsphilosophie vollkommen Recht haben, welche nicht in der Furcht, sondern in dem doch wieder sehr andersartigen und viel höheren Moment der Ehrfurcht ihre erste

Stimmung und Form sieht? Auch ein normaler und gesunder Jüngling hat herzlich wenig Sinn für Furcht. Dagegen eignet ihm in den ersten Frühlingsregungen seiner ahnenden, aus- und aufblickenden Seele sehr viel Neigung zur Ehrfurcht, zur pietätsvollen Bewunderung des Grossen, dem er mit erstmaligem Verständniss begegnet und das ihm die Perspektive einer neuen Welt öffnet. Aus der Ehrfurcht aber, diesem positiv-negativen Keime, kann je nach der weiteren Entwicklung die blosse Furcht des Abergläubischen und Fetischdieners, aber auch die Religion des wahrhaft Frommen werden, wo das positive Moment der Liebe im Centrum steht, wenn auch die negative Seite mit Recht noch immer peripherisch nachklingt.

Nahe mit der Religion ist die geschichtliche Erscheinung der Sprachen verwandt. „Mythologie“ ist ihre gemeinsame Heimath, wie schon diess Wort besagt und wie wir uns überhaupt die ersten Geistesregungen weit weniger gesondert denken dürfen, als sie sich im späteren Verlauf zeigen. Nun stehen aber die Sprachen anerkannter Maassen auf dem Gipfel wenigstens ihrer aesthetischen Vollendung, ihrer Schönheitsblüthe eben da, wo sie in die Geschichte eintreten, um innerhalb dieser in künstlerischer Hinsicht stetig zu zerbröckeln. Vergleichen wir Sanskrit und Englisch, so ist jenes ein gothischer Dom mit tausend Spitzen und Zierrathen, dieses dagegen derselbe Bau, dem nur die Unbilden der Zeit all das luxuriöse Beiwerk abgeschlagen und blos die Steinmasse in ihren nothwendigen Hauptstrukturen übrig gelassen haben. Darum eignet es sich auch so vortrefflich als geistige Kourantmünze oder abgeschliffene Weltsprache.

Angesichts dessen ist zu fragen: Stammen jene fast überladenen Kunstwerke der Sprache aus Urzeiten, wie man sie oft allein schildert, aus Zeiten dumpfen Vegetirens und banger Noth, die kaum das Alltäglichste und Unentbehrlichste zu beschaffen wussten? Stammen sie nicht vielmehr wieder aus der Periode, wo auch unter den Individuen selbst die grössten Prosaiker poetische Anwandlungen haben, also aus einer ganz eigenthümlichen Zeit gährender und sich drängender Bilder- und Wortfülle zugleich?

Endlich möchte ich noch an die kolossalen Baudenkmäler der grauesten Vorzeit erinnern, wie sie besonders das altehrwürdige Aegypten aufweist. Man mag z. B. die Pyramiden erklären, wie man will: als prosaische Cisternen und Wasserreservoirs oder als Königsgräber oder als was sonst. Wir können diess Alles der gelehrten archäologischen Forschung gerne mehr oder weniger gelten lassen, und doch fehlt zur vollen Erklärung noch ein sehr wesentliches Moment, wenn wir an jene Steinmassen nicht auch die Schwung- und Hebelkraft tieferer, geradewegs ins Metaphysische strebender Ideen ansetzen, welche erstmals geboren darin nach Ausdruck und dauernder Erhaltung rangen.

Man könnte sich ja überhaupt beinahe versucht fühlen, für die drei grossen metaphysischen Grundideen drei Hauptquellorte und vornemliche Träger unter den uns näherliegenden Völkern des Alterthums aufzusuchen. Während die Römer in sehr schwach metaphysischer Naturanlage sich fast ausschliesslich der physischen und natürlichen Welt zuwandten, so dominirt bei den Juden die Gottesidee, in Griechenland entfaltet sich die Idee der Freiheit, Aegypten aber brütet über der Unsterblichkeit, die ihm in Sitten und Sagen soviel zu schaffen macht. Eben diess schliesst sich mit dem belebendem Wasser und dem konservirenden Königsgrab ungezwungen zusammen, um die Pyramiden als die trotzigen Denkzeichen im Fluss der Jahrtausende, als ein steinernes Anti-memento mori zu erklären.

Fassen wir alle diese Erwägungen und bestätigenden Geschichtszüge zusammen, so dürfte es doch nicht mehr so gewagt sein, auch für die Menschheit im Ganzen oder nach ihren einzelnen Gliedern eine solche Zeit bedeutsamster Art in der vorgeschichtlichen Vergangenheit als wirklich anzunehmen. Allerdings lag dieselbe nicht in der ersten Kindheit unseres Geschlechts, wohin sie von der Sage zurückgeschoben wird. Diess gehört, wenn ich mich so ausdrücken darf, zur dramaturgischen Technik besonders der religionsgeschichtlichen Phantasie, welche das Bedürfniss fühlt, genau an die Spitze des vielaktigen Drama's „Geschichte“ einen eindrucksvollen Prolog zu stellen. Auch sonst und zwar aus

naheliegenden Gründen am häufigsten bei den Problemen des Anfangs oder Schlusses, bezw. des Uebergangs von Zeit und Ewigkeit können wir diese dramatisch arrangirende Künstlerin der „lebenden Bilder" in ihrem Thun beobachten. Nüchtern auseinanderfallende Gedanken fasst sie in den einheitlichen Rahmen eines Tableau's und lässt sich dabei vielfach instinktiv von den drei Einheiten der aristotelischen Poëtik leiten. Aber weder die Zurückdatirung in unserem Fall, noch die sonstigen Zutbaten und Umbildungen der rückwärts blickenden Phantasie können uns hindern, durch alle Umrankung hindurch die Sache, und in der vergoldeten Schaale den wahren Kern zu erblicken.

Gewiss war eine solche Zeit auch für die Menschheit im grösseren Massstab doch nur eine naturnothwendig vorübergehende. Aus dem Paradies geht es an die Arbeit im Schweisse des Angesichts und in den Kampf mit allerlei Dornen und Disteln der ernüchternden Wirklichkeit; auch der Mensch als solcher kann nicht erwarten, dass sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit; er muss in das feindliche Leben hinaus zu kräftigmännlichem Ringen. Die Natur hat ihn bis hierher getragen auf den Armen des vorwiegenden Instinkts; fortan muss er in der Kultur seinen Weg selbst finden lernen. Aber jene Erinnerung ist es, die ihn als guter Genius begleitet.

Denn auch in der Verschmelzung von Dichtung und Wahrheit, die wir bereitwilligst zugesteben, hat das Bild eines vergangenen goldenen Zeitalters hohen Idealwerth, gleichwie der mosaische „Bericht" von der Schöpfung trotz Allem und Allem ein geniales Philosophem bleibt, das nur prosaische Altklugheit unverstanden verachten kann. Jenes Bild leuchtete der Menschheit in das geschichtliche Leben herein als die beständige Mahnung unter des Lebens Druck, dass wir zu etwas Besserem geboren sind. In sinnlich-plastischem und darum phantasiekräftigem Bilde fasste sich das Seinsollende, die ächte Menschenbestimmung nach ihren Grundzügen zusammen, um im Spiegel der Vergangenheit durch den Kontrast die Geschichts- oder Kulturzeit zu beschämen und zum

Fortschritt nach vorwärts, zur Wiedererlangung des durch eigene „Schuld" Verlorenen zu spornen.

Es gewährt ein eigenthümliches Interesse, wiederholt im Laufe der Geschichte zu sehen, wie der Rückblick auf eine derartige Vergangenheit oder der verwandte Hinblick auf räumlich ferne Verhältnisse diesen tröstenden oder beschämenden und spornenden Charakter annahm. In Zeiten eines relativen Verfalls der Kultur, überhaupt also an Wendepunkten und Uebergangsknoten der geschichtlichen Entwicklung tritt uns mehrfach die bezeichnende Erscheinung der naturalistischen Idylle wie auch Satyre entgegen. Es sind die Heimwehstimmungstage auf den verschlungenen Pfaden oder auch den verwirrten Irrwegen der Civilisation, Zeiten, wo ganzen Generationen der bekannte Operntext beständig in den Ohren klingt: „O selig, o selig ein Kind noch zu sein!"

Als das klassische Alterthum zu sinken anfing und sich zur werdenden Neuzeit anschickte, 'welche Perspektive natürlich den mitten drin Stehenden stets mehr oder weniger verschlossen ist, da dichten zum Trost über die Wirklichkeit Theokrit und Andere ihre Idyllen. Besonders aber trieb einige Zeit später der Hautgoût der römischen Kaiserzeit edlere Gemüther in die frische Landluft. Vom Parfüm der schwelgerisch-raffinirten Feste erholte sich ein Virgil in den Bilderkreisen der Bukolika und Georgika. Denn einfache Ländlichkeit, das Leben am Busen der Mutter Natur ist ja das alte entschwundene Eden und paradiesische Gartenleben.

Andere Gemüther, verstimmt von der Gegenwart und dem Wesen der hypercivilisirten Volksgenossen, wandten die schmerzlichsuchenden Blicke wenigstens in nebelverschleierte räumliche Ferne. Idealisirung der nordischen Barbaren ist eine gemeinsame Liebhaberei der späteren Griechen und Römer, wie ja auch das physische Auge im Alter gleich dem Mechanismus des Gedächtnisses häufig fernsichtig wird. So wurden Hyperboräer, Geten, Thraker und Skythen zu Sittenspiegeln der südlich verweichlichten Gegenwart. Klassisch aber und für uns am interessantesten that dasselbe des grossen Tacitus „Germania". Markigen Sinnes hält der Römer der filigranartigen Schwäche seiner zeitgenössischen Ueberbildung

die noch aus dem Ganzen gearbeitete unverdorbene Naturkraft, die rohe Sitteneinfalt jenes Volks entgegen, welches bereits zur Erbschaft des Imperiums nach weltgeschichtlichem Gesetze an die Thore pochte.

In unserer Neuzeit kehrte ein ähnlicher gewitterschwangerer Zustand der geschichtlichen Atmosphäre wieder, als die Segnungen der französischen Civilisation sich von Ludwigs Königsschloss in Versailles und von Paris aus allmählig über ganz Europa ergossen hatten. Ihren trüben Wogen rief in donnerndem Zorn Rousseau sein klassisches Wort entgegen: „Retournons à la nature!“ Er fühlte sich mit seiner Zeit beinahe erdrückt und erstickt von den lawinenartig angewachsenen Ergebnissen der nur historischen Entwicklung. Darum verwirft er alle Geschichte, alle Kultur als die Pandorabüchse der Menschheit und Quelle ihres Elends, wie ihrer Sittenverderbniss. In abenteuerlichphantastischen Nebelbildern schwebt das Ideal eines Urstands mit dem bedürfniss- und darum schmerzlosen homme sauvage vor seinen zornerhitzten Augen.

Aber Rousseau stand bekanntlich wenigstens geistig nicht allein. Wie ausserordentlich tief hat er nicht auf den erwachenden Frühling vornemlich des deutschen Geisteslebens, auf jene gährende Sturm- und Drangperiode unserer klassischen Literatur und ihrer Träger eingewirkt. Insbesondere war kein Anderer jener Heroen so lebhaft von ihm und seiner Stimmung ergriffen, als eben unser poetischer Hauptbegleiter auf dem Weg durch die goldenen Zeitalter, der Idealist Schiller. Ob er einen „Spaziergang“ im Raume macht, ob er die „Weltalter“ der Zeit vor dem Sängerauge vorüberziehen lässt, stets begegnen uns Rousseau'sche Naturklänge, die jedoch der deutsche Kantianer in sittlicher Kraft zu höherer Harmonie zu stimmen weiss.

Ihn umgibt ferner eine ganze Reihe von Idyllikern, die gleichfalls in Arkadien sich tummeln oder in der weiten Ferne von „Paul und Virginie“ den tropischen Paradiesestraum wiederholen. Bei Andern schärft sich der idyllischweiche Schmerz zur Satyre. Wirksamer als in den willkührlichen Karrikaturen von Swifts Zwergen oder Riesen schien sich die eigene Gegenwart geisseln zu lassen,

wenn man diess Amt einem aus der Ferne hergereisten oder herverschlagenen unpartheiischen Barbaren sei es Perser, sei es Rothhaut übertrug, in dessen genuinen Naturaugen sich die einfache Kopie der Pariser Zustände von selbst zum Zerrbild gestaltete.

Freilich ist es nicht zu leugnen, dass diese im Rückblick lebenden Wehmuthsbilder oder die fernsichtigen Satyren der Kulturzeiten meist selbst von des Gedankens Blässe angekränkelt sind und mit mehr oder weniger eigenem Bewusstsein zwischen Ernst und Spiel, zwischen historischem Zeichnen und förmlich dichtendem Träumen unstät schwanken. „Wie ganz anders, anders war — oder ist — es da“, so tönt ihr gemeinsamer Schmerzenslaut als kulturgeschichtliches Krankheitssymptom einer Zeit, als bezeichnende Stimmung einer bedenklicheren oder leichteren Krisis im Geschichtsorganismus. Allein eben hierin liegt auch ihre Bedeutung nach vorwärts: Wenn sie die Unbefriedigung mit der jeweiligen Gegenwart so energisch zum Ausdruck bringen, so spornen sie dadurch, dass es anders werden muss.

Zweiter Abschnitt.

Das goldene Zeitalter der Zukunft.

Es müsste uns Wunder nehmen, wenn nicht als ganz natürliches Pendant des hinter uns Liegenden auch ein goldenes Zeitalter der Zukunft in der Geschichte der Menschheit winkte. Lassen wir darüber sogleich wieder unserem Dichter dieser Probleme als der zunächst competentesten Stimme das Wort, so hören wir:

Es reden und träumen die Menschen viel
Von künftigen besseren Tagen.
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Wie viel bedeutsamer und wichtiger noch, als der Markstein in der nun einmal entschwundenen Vergangenheit, ist das Ziel der näheren oder ferneren Zukunft! Auch sie zwar ruht noch im Schoose der blossen Möglichkeiten, aber Schritt für Schritt tritt sie ja über die Schwelle der Verwirklichung. Was wird sie uns bringen? Oder vielmehr fragt sich hier der arbeitende und strebende Mensch neben aller Anerkennung des unberechenbaren Geschicks, ob er nicht doch auch seinen Beitrag geben könne, damit die noch ungeformten Nebelmassen der Möglichkeit diese oder jene Gestaltung annehmen, wenn die Zeit ihrer Aktualisirung gekommen. Zwecke, Pläne und Entwürfe bewegen sein Leben im kleinen Kreise; warum sollte er dieselben Kräfte nicht auch auf den Verlauf des Ganzen anwenden dürfen, und ob ihm gleich nur ein kleiner Abschnitt der Gesammtlinie als sein Arbeitsfeld zugetheilt ist? Auf Grund der so unverhältnissmässig viel grösseren Bedeutung, welche hienach einem „goldenen Zeitalter" der Zukunft zukommt, fällt gewiss mit Recht der Schwerpunkt unserer Untersuchung durchaus auf diese Seite.

1. Historische Skizze.

Abermals ist es die Religion, welche die Fackel der Hoffnungsfreudigkeit voranträgt, wie auch sie vor Andern den hellen Punkt in der Vergangenheit wahrte. Ist es doch überhaupt ihr Beruf, die versöhnende Harmonie der Härten und Ecken des Endlichen zu bieten oder Gegensätze des Zeitlichen in wohlthuenden Einklang aufzulösen. Für die Vollendung dieser ihrer Riesenaufgabe verweisen die geschichtlichen Religionen freilich auf ein Jenseits über der Zeit, das sie desswegen mit mehr oder weniger Ausdehnung so ziemlich allgemein lehren. Denn selbst die Nihilismusreligionen pflegen das Definitivum ihres „Nichts" doch wieder mit den positiven Zügen des Friedens, der irgendwie empfundenen Ruhe in der Vereinigung mit dem Ursein zu beleben. Ohne die Bedeutung des Jenseitigkeits- und Unsterblichkeitsgedankens an seinem Ort und besonders für das Individuum als solches irgend zu verkennen, lassen wir im vorliegenden Zusammenhang alles Derartige aus dem

Spiel. Denn das goldene Zeitalter ist, wie schon sein Name sagt, stets etwas, das der Zeit und Diesseitigkeit angehört. Daher wird es auch in den betreffenden Religionen ganz überwiegend wo nicht immer so behandelt, wenn sie es gleich, dem Paradiese ähnlich, in möglichst nahen Kontakt mit der Ewigkeit setzen.

Nun ist es aber nicht ohne inneren Grund, dass von den geschichtlichen Religionen nur zwei es wagen, die Harmonie der Gegensätze schon im Diesseits anzusetzen, also ein förmliches goldenes Zeitalter auch der Zukunft in Aussicht zu stellen. Andere haben zum Theil den Typus tiefer Resignation nach vorwärts. Am interessantesten tritt diess in der „Götterdämmerung" der nordischen Mythologie hervor, wo die religiöse Phantasie sogar an deu höchsten Spitzen das Gottesgericht über die Nichtabsolutheit ihrer eignen Gebilde vollzieht, um erst jenseits dieser totalen Krisis ein Neues zu setzen. Jene beiden Religionen dagegen, welche am meisten inneren Gehalt und darum auch das kräftige Selbstbewusstsein zu dem Wagestück ihrer irdischen Zukunftshoffnung haben, sind bekanntlich die jüdische und die christliche.

Dem jüdischen Volke lag es durch sein sittlichreligiöses Gesetz im Blut, alles geschichtliche Geschehen nicht als blinde Naturnothwendigkeit hinzunehmen, sondern stets die berühmte Hiobsfrage nach dem vernünftigen d. h. gerechten und zweckmässigen Warum zu erheben. Mochte sich diess Grübeln auch zum Theil ins Kleinlichte verirren, wie noch im Neuen Testament die Jünger Jesu jene grossartige Zurückweisung der kurzsichtigen Frage von ihrem Meister hören mussten, so bildete sich dadurch doch die ächt menschenwürdige Ueberzeugung von der wesentlichen Vernunft und Gerechtigkeit in der historischreligiösen Volks- und Weltentwicklung.

Je weiter daher der Zerfall aller Verhältnisse in der unmittelbaren Wirklichkeit fortschritt, desto unerschütterlicher und energischer erhoben sich die grossen Prophetengestalten. Mitten in „den Tagen der geringen Dinge" wandte sich ihr geistiges Auge der immer stärker heraufdämmernden Perspektive eines grossen Wende- und glücklichen Endpunkts zu. Aus den Zeiten glänzender nationaler Erinnerungen entlehnen sie die Grundfarben, sie zu

mischen für die Malung der Idealgestalt des religiös-politischen Messias. Messias! Was ist diess Wort doch typisch geworden für die letzte Hoffnung, für die endgültige Auskunft politischer und sozialer Idealisten, wenn es sich handelte um die Lösung der verwickeltsten Knoten. Achten wir schon darum die historische Geburtsstätte dieser Idee bei dem hoffnungszähesten Volk der Weltgeschichte! Seinen einstigen Propheten floss nun zunächst in ihrem Schauen das Nähere mit dem Fernsten zusammen. Die unmittelbar bevorstehende Katastrophe durch die Assyrer und Babylonier rief ihre Idealkraft auf den Kampfplatz. So vermischten sich auch die Linien der glücklichen Rückkehr aus jener Gefangenschaft mit dem Ende der Tage überhaupt. Aber rühmlich ist es trotzdem zu sehen, wie das Zukunftsbild sich immer mehr aus der nationalen, ebendamit auch stärkersinnlichen Schaale losmacht und zuletzt bei der grössten, in Dunkel gehüllten Gestalt des alten Testaments, dem sog. zweiten Jesajas fast schon ganz ins Universalhumane und Erhabengeistige übergeht.

Fassen wir die verschiedenen Züge der plastischen Einzelbilder zusammen, so pflegt zwar immerhin noch Israel unter dem Messias aus davidischem Stamme im Centrum zu stehen. Aber diess thut es nur, um mit vergeistigtem Kultus der priesterliche Mittelpunkt für alle Völker zu sein. Denn jetzt ist ja endlich wieder Friede auf Erden geworden und die goldene Zeit gekommen, wo „die Schwerter in Pflüge und die Spiesse in Sicheln umgeschmiedet werden“, wo „Löwe und Lamm zusammen weiden“ und überhaupt in höherer geistiger Form die Züge des Paradieses wiederkehren.

Auf christlichem Boden ist es die Idee des sog. tausendjährigen Reichs, welche für uns hier in Betracht kommt. Nun zeigt sich freilich die Phantasie dehnbar und der Nebel elastisch, in welchen diese Zukunftsbilder als Reflexe der jeweiligen Gegenwart und ihrer Wünsche hineinfallen. Drum finden wir auch in der schon durch achtzehn Jahrhunderte fortgehenden Galerie gar mannigfache Formen vertreten, welche variiren von den sinnlichgröbsten bis zu den feinsten, von denen, die ihre Hoffnung auf eine lediglich unvermittelte Wunderbarkeit setzen, bis zu solchen, welche auf

dem natürlich noch festgehaltenen Standpunkt göttlicher Weltregierung dennoch jenes Ziel als die endliche Frucht der sittlich-religiösen Eigenentwicklung unseres Geschlechts erwarten.

Nach dem früher Bemerkten berührt uns diese Hoffnung nur, soweit sie ihre Realisirung schon im Diesseits glaubt. Ebendesswegen fällt die primitivchristliche Erwartung des baldigsten Weltuntergangs für uns weg, so wichtig sie als der unerlässliche Erklärungsaugpunkt mancher sogar sittlicher Sätze aus jenen Kreisen ist, und so gut wir sie psychologisch verstehen können. Projicirte sich doch wieder in ihr das tiefe religiössittliche Heimweh der ersten verwaisten Gemeinde und ihr Fremdgewordensein in einer nur feindlich abstossenden Welt. Im überwallenden Gefühl, das Absolute mit seiner neuen Grundstimmung schon in sich zu tragen, erschien ein weiterer Fortschritt der Entwicklung über diese Stufe hinaus als nicht möglich.

Indess konnte sich eine so hochgespannte Gemüthsverfassung unmöglich lange halten, sondern musste auf ein nüchterneres Niveau zurückkehren. Man fieng an, sich doch auch jener programmatischen Sätze zu erinnern, in welchen der neue Glaube als das Salz der Erde und als das weithin in die Dunkelheit leuchtende Licht der Welt bezeichnet wurde. Damit ging der jungen Gemeinde die Erkenntniss ihres Diesseitigkeitsberufs in seiner Folgenschwere und Tragweite auf, und sie begann allmählich an ihre Einbürgerung in dieser Welt mit den langaussehenden Aufgaben der Lehr- und Verfassungsordnung zu denken.

Jedoch war diese Geburtsstunde des christlichen Welt- und Geschichtsbewusstseins eben noch immer eine Zeit des Drucks und der feindseligen, sogar sich steigernden Verfolgung durch die römische Weltmacht, welche z. Th. in ihren besten Kaisern das Verhängnissvolle des neuen Glaubens für den Bestand des Staats fühlte. Im Blute der Märtyrer sehen jetzt die Christen den Samen einer besseren Zukunft ausgestreut. Auch im eigenen Schoose musste sich früher oder später mancherlei weltliche Unreinheit störend bemerklich machen, die unversehens aus der verderbten Umgebung eingeschlichen oder aus der persönlichen Vergangenheit der einst

heidnischen oder jüdischen Gemeindeglieder mit herübergenommen worden war. Spaltungen in Lehre und Leben, Häresien und Schismata stellten sich als unvermeidliche Kinderkrankheiten der Kirche ein und trugen mit dazu bei, den hoffenden Blick auf einen späteren Vollendungspunkt dieser irdischen Entwicklungslinie zu richten.

Erstarkendes Selbstbewusstsein einerseits, fortgehender oder wachsender Druck und Kampf nach Aussen und Innen andererseits, diess sind die Hauptmomente, aus denen sich die Hoffnung des tausendjährigen Reichs in ihrer altchristlichen Lebhaftigkeit erklärt. Es war eine Art von Kompromissvorstellung entgegengesetzter Interessen und Stimmungen. Denn statt am Diesseits verzweifelnd, alle seine Zuversicht kurzweg nur auf das Jenseits zu setzen, wie zuerst, wollte man jetzt nicht mehr darauf verzichten, seinen Glauben wenigstens dereinst sogar noch auf Erden zu sehen als „den Sieg, der die Welt überwindet“. Der Ort schwerer Leiden und Unbilden sollte zugleich noch die Stätte des Triumphs und der gerechten Vergeltung an den Feinden werden, wenn der verklärte Christus wiederkehrte und die Seinen um sich sammelnd in irdischer Theokratie die vorbereitende Stufe zum seligen Jenseits als dem wahren Definitivum herstellte. Was man sich dachte, war im Grossen der Feierabend des Samstags nach der Arbeit der Woche und vor dem wahren nie mehr endenden Sonntag der Ewigkeit.

Diese innerpsychologischen Gründe, mit welchen wir in die Stimmung der ersten christlichen Jahrhunderte hineinsehen, sind für unsre Idee offenbar weit bedeutsamer gewesen, als der äussere Anhalt, den sie an dem prophetischen Buch des neuen Testaments, an der Offenbarung Johannis fand. Indem man dieselbe damals, soweit man sie überhaupt kannte oder anerkannte, als Zeichnung des weltgeschichtlichen Verlaufs und nicht als unmittelbaren Spiegel ihrer Zeitgeschichte deutete, entnahm man ihrem Bilderkreis ausser manchen anderen Zügen besonders auch die Zahlbezeichnung Tausend, welche der christlichen Idee den Namen gegeben hat. Es ist diess freilich eine sehr naheliegende Symbolik, welche desshalb

auch sonst öfters wiederkehrt. So hat z. B. die Zoroastrische Religion wenigstens in Einer Fassung eine tausendjährige Glücksperiode am Anfang der Entwicklung. Namentlich aber spielt die vollwiegende runde Zahl in vielen eschatologischen Zukunftssagen eine Rolle, wie die Geschichte der Seelenwanderungslehre sogar noch in ihrer Uebertragung auf den griechischen Boden eines Pythagoras und Plato zeigt.

Zu den lebhaften Farben der Offenbarung Johannis brachten nun weiterhin die Judenchristen alle ihre Paradieseserinnerungen und Messiashoffnungen, die Heidenchristen aber die Reminiscenzen ihres saturnischen Zeitalters als Beitrag mit. Was Wunder, wenn in den heissen Tagen des weltgeschichtlichen Kampfs zweier Prinzipien und auf dem fruchtbaren Boden der orientalischen Phantasie jene Idee die üppigsten Ranken trieb und tropische Dimensionen annahm! So wird u. A. nicht blos von dem durch seine eigenen Zeitgenossen als „sehr beschränkt“ bezeugten Papias, sondern sogar von dem wirklich geistvollen und feinen Kirchenvater Irenäus als angebliche Ueberlieferung von den Aposteln her ganz Erstaunliches in chiliastischer Phantasie geleistet. Der Weinstock, diess auch religionsgeschichtlich bedeutsame Gewächs, soll z. B. alsdann je 10000 Ranken, jede Ranke 10000 Trauben, jede Traube 10000 Beeren tragen und jede Beere in freundlichster Willfährigkeit gegen des Menschen Wünsche 25 Mass Wein geben — und was dergleichen angenehme Aussichten mehr sind!

Verhängnissvoll für den Chiliasmus, wie man die Richtung nach ihrer Zahlensymbolik nennt, wurde seine ekstatisch masslose Uebertreibung durch die schismatische Sekte der Montanisten. Von ihnen als interessanter Reaction gegen die immer stärkere Einbürgerung der Kirche in der Welt wird das Moment des wunderbaren Abschlusses der zeitlichen Entwicklung mit einer einseitigen Stärke und Ungeduld betont, über welche die Kirche auf ihrem Laufe bereits hinausgeschritten war. Unter den grossen Kirchenlehrern sind es vornemlich Origenes und Augustin, welche gegen die ganze Vorstellung in Opposition treten. Jener sucht in griechisch-platonischem Geiste das Diesseits und das Jenseits, Natur und Wunder

reinlicher und schärfer auseinanderzuhalten. Bei dem grossen Nordafrikaner aber ist es die römische Kraft, das ins Kirchliche übersetzte Imperiumsbewusstsein, welches gegen eine so vorzeitige und übereilte Abkürzung der geschichtlichen Laufbahn für Christenthum und Kirche opponirte.

Die Idee des tausendjährigen Reichs mitsammt ihrer biblischen Hauptquelle wurde so in der orthodoxen Lehranschauung geradezu verdächtig oder trat wenigstens ganz in den Hintergrund zurück. Die Kirche erfasste im beginnenden Katholizismus mit grösster Energie ihren Weltberuf, ja sie trat geradewegs an die Stelle jener Zukunftshoffnungen, welche desshalb der ächten Katholizität fortan fremd blieben. Was brauchte es auch der Perspektive in ferne Zeiten, als die siegreiche Theokratie der Pabstkirche ihren Thron mitten in der Gegenwart aufgeschlagen hatte, wo ein Innocens III. auf dem Gipfel mittelalterlicher Macht die Welt regierte oder ein Bonifaz VIII. — freilich kurz vor dem Fall — das grosse Jubeljahr der Kirche feierte!

Getreu ihrem Ursprung in den ersten christlichen Jahrhunderten wurde unsre Idee dafür zum Asyle und Bergungsort unerfüllter Wünsche für Alle, welche als sektirerische Richtungen unter dem Druck der Gegenwart besonders in sittlichreligiöser Beziehung seufzten und doch für die blosse Resignation auf das reine Jenseits religiös oder zugleich weltlichpolitisch zu erregt waren. Naturnothwendig brachte daher die tiefe Gährung der Reformationszeit auch derartige Erscheinungen in neuen lebhaften Fluss. Indem man auf interessante Weise die urchristliche Entwicklung in schnellerem Tempo noch einmal rekapitulirte, findet sich zunächst die Erwartung eines baldigsten Weltuntergangs, da man ja den Antichrist und babylonischen Drachen als Symptome der Endzeit direkt vor Augen zu haben glaubte. Andrerseits suchten die Münsterischen Anabaptisten nicht ohne Verwandtschaft mit den alten Montanisten in ungeduldigster und sinnlichrohster Gewaltsamkeit das vollkommene Gottesreich auf Erden selbst herzustellen. Aber wiederum waren es ihre Uebertreibung, ihre sozialistischen und kommunistischen Excesse, welche die Sache rasch in Verruf brachten

und aus dem Interessekreis der protestantischen Orthodoxie verdrängten.

Bald jedoch lebte sie nach den alten Gesetzen neu auf, als der Druck der konfessionellen Verfolgungen innerhalb der Christenheit die einstigen Kämpfe des alten Heidenthums noch überbot. Besonders erweckte der dreissigjährige Religionskrieg die Sehnsucht nach dem „Gottesfrieden“, nach einer wahren und dauerhafteren „Treuga Dei“, als sie schon das Mittelalter zur Milderung des rohen Faustrechts kirchlicherseits einzuführen versucht hatte. Und gerne bot die zeitgenössische Theosophie solchen sehnsüchtigen Hoffnungen die Hand oder lieh ihnen die Farben für das schmerzlichgewünschte Zukunftsgemälde.

Aber nicht blos die Gluthhitze zeitigte solche Vorstellungen, sondern nicht minder die Erkältung und der Rückgang des sittlichreligiösen Zeitbewusstseins, welche ein Jahrhundert später eintraten. Dazu kam die Gewitterluft der nahenden französischen Revolution; klirrend trat auf die Bühne der Geschichte das eherne Zeitalter Napoleons, dessen Namen als *Ἀπολλύων* oder Verderber man sogar wörtlich in der Offenbarung Johannis deponirt zu finden glaubte. So musste durch den Gegendruck in vielen stillen Gemüthern jene mystische Sehnsucht nach Frieden und Ruhe, nach der wahren Weltherrschaft von Religion und Sittlichkeit wiederum aufs Lebhafteste wachgerufen werden. In der That ist das Ende des vorigen und der Anfang des jetzigen Jahrhunderts wieder eine Hauptblüthezeit chiliastischer Erwartungen und Bestrebungen. Besonders hat innerhalb Deutschlands der schwäbische Stamm in einer Reihe von theilweise höchst ehrenwerthen Vertretern eine eigenthümliche Vorliebe für dieses mystische Gebiet gezeigt, wie er andererseits in Schiller den weitaus bedeutsamsten und geistvollsten dichterischen Vertreter dieses Problems, und in Hegel den grossen, hier wenigstens stark anstreifenden Geschichtsphilosophen erzeugt hat.

Was indess speziell die religiösen Chiliasten der näheren Vergangenheit oder gar noch der Gegenwart betrifft, so beweisen sie sich in aller Mystik doch als Kinder ihrer Zeit. Bei aller Absonderlichkeit ist z. B. die chiliastische Arithmetik oder die angelegent-

liche Bemühung namentlich des edlen und geistvollen Bengel um die Berechnung des tausendjährigen Reichs ein Zug von Verstandesprosa, welcher der chiliastischen Phantasie nicht ganz konform ist. Allerdings hatte man auch sonst und früher die Frage nach der zeitlichen Placirung jenes Jahrtausends aufgeworfen, kam aber, wie bei dem Suchen des Paradieses im Raum, trotz aller Variationen zu keinem befriedigenden Resultat. Stets war die geschichtliche Wirklichkeit zu spröde für die Aufnahme des idealen Gastes. Wenn man aber bisher die Berechnung mehr in Bausch und Bogen oder in runden Zahlen angestellt hatte, so gingen die neueren Mystiker darauf aus, nach den Symbolzahlen der Offenbarung Johannis ganz bestimmte Jahresdata zu eruiren. So sollte z. B. namentlich das Jahr 1836 der rechnungsmässig sich ergehende Wendepunkt sein. Als es aber ganz harmlos und gewöhnlich verlief, verfiel man nicht so ganz ungeschickt auf die Zeit 1847/48. Stets aber nöthigte der Weitergang der Wirklichkeit zu Prolongationen des Termins, der sich nachgerade an alle politischen Tageskonstellationen anklammert. Die allzu kühnen Propheten wollen immer noch nicht lernen, wie ihr Geschäft fast noch unsicherer ist, als das Wetterprophezeien. Und doch steht, analog dem Engel mit dem feurigen Schwert, in der Bibel selbst vor der Schwelle der Endzeit: „Es gebühret Euch nicht zu wissen Tag oder Stunde — also auch nicht Jahr oder Jahrhundert —, die der Herr seiner Macht vorbehalten hat".

Minder harmlos und ungefährlich, wenigstens für sie selbst ist es, wenn die Chiliasten unserer Zeit sich von der modernen Nüchternheit und Werkthätigkeit anstecken lassen, ihre Träume praktisch ob auch legal ins Werk zu setzen. Hierher gehören verschiedene, halb religiös, halb kolonisatorisch motivirte Auswanderungen besonders nach dem Land der Kreuzzüge und der Wiege des Christenthums, indem man glaubt, dass die Geschichte wie die Natur einen dergestalt in sich zurücklaufenden Kreis bilden werde. Auch das Mormonenthum, der Irvingianismus und andre Erscheinungen bewegen sich theilweise auf ähnlichem Ideengebiet, was jedenfalls neben aller sonstigen Beurtheilung derselben die Zug-

kraft jener Vorstellungen bis mitten in die Gegenwart herein beweist.

Wenn wir auf die lange Reihe der religiösen Zukunftsbilder blicken, deren leitende Gedanken und prägnanteste Gestaltungen im Bisherigen skizzirt wurden, so mögen wir immerhin wenigstens über die Meisten lächeln. Aber wir haben dennoch keinen Grund, sie altklugprosaischen Sinnes kurzweg nur zu belachen. Denn was eben in unserer sonst so nüchternen Zeit das Interessanteste und Pikanteste ist: Auch auf profanem Gebiet und selbst da, wo man von Religion wenig oder gar nichts wissen will, lassen sich die allerschlagendsten Parallelen zu jenen frommen Hoffnungen aufzeigen. Darin offenbart sich zum Mindesten, wie tief dieselben in der Natur unserer Seele, dieses geborenen Hoffnungswesens, begründet und gewurzelt liegen, wesshalb sie unter den verschiedensten Temperaturen und Verhältnissen zu Tage treten.

Wir hörten, wie einige der ältesten Kirchenväter sich in kaum mehr kindlichnaiver Ausmalung künftiger Fruchtbarkeit der Erde ergehen. Allein wir sind keineswegs in Verlegenheit, wenn es sich nun darum handelt, zu jenem sinnlicheudämonistischen Extrem das profane Pendant zu finden. Les extrêmes se touchent: ich meine die Phantasie des sozialistischen und kommunistischen Heerlagers. Wenn schon in den Wiedertäufern von Münster als einem der schlagendsten Beispiele die Verbindung religiöser und sozialistischer Fieberhitze stattfand, so kehrt etwas Aehnliches in unserer Zeit wieder. Nur besteht die Religion unserer modernen Gesellschaftsverbesserer ganz überwiegend im Religionshass, in der After- und Antireligion des materialistischen Atheismus, den sie aber gleichfalls zu einem neuen Kultus aufblähen — ein altes psychologisches und religionsphilosophisches Gesetz, zu dessen Bestätigung wir nur an die Komödiantentheologie der französischen Revolution erinnern. „Der ist ein Lump, der eines Gottes Walten In Wort und Schrift demüthig anerkennt,“ heisst es im einem sozialistischen Bundeslied; aber verflucht ist, wer da nicht glaubt an Lasalle, den wahren neuen Messias und Erlöser der Menschheit! Die Travestie und Ueberbietung der christlichen Heilsgeschichte in „Apollonius

von Thyana“ ist im neunzehnten Jahrhundert unter der Arbeiterblouse neu aufgelebt — „es ist eine alte Geschichte“!

Zwar besitzen nicht alle Bundesglieder den feinen Geschmack der Gastronomen aus der französischen Revolutionszeit. Hören wir deren Verheissungen, so wässert uns in der That der Mund. Denn wenn einmal die Welt sozialistisch eingerichtet sein werde, so dass Jedem sein voller Antheil an den Gütern und Genüssen des Lebens ohne den Zwang harter Arbeit gesichert sei, dann, proklamiren sie, werde auch die Natur dem Menschen dermaassen willfährig entgegenkommen, dass man mit ihren Gaben und Genüssen gar nicht fertig werden könnte, wenn sich nicht auch die Genussfähigkeit des Menschen vervielfachen würde. Dann werden am Nordpol — welcher bis dorthin entdeckt ist — Rosen blühen; das Meer wird nicht mehr Salzwasser, sondern köstliche Limonade enthalten; die Delphine werden herumschwimmen, um sich dem Menschen als Reitpferde über das Wasser zur Verfügung zu stellen u. s. w.

Hierin spiegeln sich nun freilich Pariser Lebensansichten. Aber dennoch versprechen uns auch die anderen Mitglieder dieser Richtung ausnahmslos „goldene Berge“. Während die Religion nur in idealer, träumerischer Weise durch Anweisung an einen unsichtbaren Gott und an ein Reich, das nur von Todten bewohnt sei, das bedrängte Menschenherz vom Jammer des Lebens zu erlösen suche, so erbiete sich hingegen das Evangelium der Gegenwart, unser Jammerthal in wirklicher und greifbarer Weise zu erlösen. Das imaginäre Jenseits überlasse man mit Heine den Engeln und den Spatzen und sei vielmehr überzeugt, dass ein wirkliches Himmelreich, d. h. ein Zustand, wo Jeder frei und glücklich sein könne, sich nur auf Erden einrichten lasse. Mit dem letzten Theisten wird auch der letzte Sklave befreit — wir kennen die andere Version dieses Sprüchleins von 1848 her! — Die soziale Demokratie sei in sofern die wahre Religion und die alleinseligmachende Kirche, als sie den gemeinsamen Zweck, das leidende Menschengeschlecht von seinen irdischen Drangsalen zu erlösen und zum Guten, Schönen, Rechten und Göttlichen hinaufzuführen, nicht mehr auf phantastischem Weg, nicht mit Bitten, Wünschen

und Seufzern, sondern auf realem, thatkräftigem Wege wirklich und wahrhaftig durch gesellschaftliche Organisation der Hand- und Kopfarbeit anstrebe. „Die kultivirte menschliche Gesellschaft ist das höchste Wesen, woran wir glauben; auf ihrer sozialdemokratischen Gestaltung beruht unsere Hoffnung, und sie erst wird die Liebe zur Wahrheit machen, für welche religiöse Phantasten bisher nur geschwärmt haben". Es versteht sich, dass alsdann nicht nur die künstlichen Schäden, wie Armuth und Krieg verschwinden; auch die sogenannten natürlichen, wie Krankheit oder Dummheit, diese blossen Folgen mangelhafter Ernährung, haben ein Ende, welch' letztere Aenderung wir allerdings als eine der allererfreulichsten begrüssen würden! Nur Schade, dass laut der Erfahrung der Eingang in diess Himmelreich für so gar Viele durch das Fegefeuer des Petroleum geht.

Seien wir indess gerecht und bemerken bei dieser Gelegenheit, dass jene sozialistische Welt- und Naturansicht wenigstens ihre theoretischen Gesinnungsgenossen mannigfach auch unter den Grössen des Salons hat; ich meine den professionellen Materialismus, den z. B. der deutsche Reiseapostel Büchner so öffentlich und kräftig ausplauderte. Auf seinem grossen Alexanderszug wider den Gottesbegriff und dessen Bedeutung in der Gegenwart, den er jüngst durch Deutschland und Amerika unternommen, schliesst er mit den Worten: „Je mehr der Mensch jenem phantastischen Glauben an Gott entsagt und sich auf seine eigene Kraft, seine eigene Vernunft, sein eigenes Denken verlässt, um so glücklicher und erfolgreicher wird er in seinem grossen Kampfe mit der Natur und mit der Ungunst der ihn umgebenden Elemente oder Lebensverhältnisse sein, um so bälder wird es ihm gelingen, nicht blos Dummheit und Aberglauben, sondern auch Armuth, Elend und Knechtschaft aus der Welt zu schaffen, also eine That zu verrichten, welche bis jetzt noch keiner Religion und keinem philosophischen System gelungen ist. Alsdann wird das Loosungswort der staatlichen Erziehungsweisheit nicht mehr wie bisher heissen: Kopf ab! sondern: Kopf auf!"

Der Messias dieses materialistischen Glaubens wäre demnach

wie es scheint, eine oberste staatliche Sanitätsbehörde, welche natürlich strikte in jenem Sinn verfahren müsste und von der wenigstens jene Menschen in ihrer oratio pro domo hoffen, dass sie einmal früher oder später sämmtliche übrigen Ressorts der Staatsverwaltung, insbesondere das Justizministerium absorbiren und in sich vereinigen werde. Alsdann würde das ganze Staats- und Volksleben nur noch eine grosse Heil- und Pflegeanstalt bilden oder wie mans sonst verwandt betiteln mag, und wir Alle wären, mit Goethe geredet, ein Lazareth von Medicinern, nachdem etwa früher der einseitig theologisch-theokratische oder später der juridisch-polizeiliche und nationalökonomische Gesichtspunkt das ausschliessliche Centrum der Staatsbetrachtung abgegeben.

Lassen wir jedoch derartigen Wahn, um uns dem vernünftigen Ernste zuzuwenden! Es handelte sich zunächst nur darum zu zeigen, wie sogar die seltsamsten religiösen Vorstellungen in unserer Frage noch reichlich überholten werden durch ihre profanen Gegenfüssler. Nun finden sich jedoch unter den chiliastischen Hoffnungen auch solche von tadelloser Reinheit und Geistigkeit, wenn ich nur an die Ethik des edlen und feinsinnigen R. Rothe erinnere. Ihnen aber zum Verwechseln ähnlich ist offen und ehrlich gesagt das, was das überall erklingende Kulturschlagwort unserer Zeit besonders in Deutschland bildet, ich meine natürlich das Prinzip des Fortschritts. Gewiss bleibt der Unterschied bestehen, den ich schon kurz berührte. Die Hoffnungen des theologischen und religiösen Lagers nehmen auch in ihrer vergeistigtsten Form eine göttliche Weltregierung an und glauben an eine über des Menschengeschlechts eigenem Thun doch noch urkräftig waltende Allvernunft, in deren Tiefe wenigstens schliesslich der Hoffnungsanker ruht. Wir wollen indess auch diesen Punkt, ähnlich wie die Frage der Unsterblichkeit für diessmal absichtlich aus dem Spiele lassen, um die Frage auf dem Boden der dritten metaphysischen Idee, nämlich der Freiheit und menschlich-irdischen Eigenthätigkeit zu halten. Hier begnügen wir uns mit einem beachtenswerthen Ausspruch des Altmeister Kant, den gewiss Niemand im Verdacht hypertheologischer Denkweise hat. Er sagt nämlich

einmal in dem einschlägigen Aufsatz „das Ende aller Dinge“: „Man mag so schwergläubig sein wie man will, so muss man doch, wo es schlechterdings unmöglich ist, den Erfolg aus gewissen, nach aller menschlichen, natürlich lediglich auf das Moralische zu beziehenden Weisheit genommenen Mitteln mit Gewissheit vorauszusehen, eine Konkurrenz göttlicher Weisheit zum Laufe der Natur auf praktische Art glauben, wenn man seinen Endzweck nicht lieber gar aufgeben will.“

Ausserdem vermeiden es allerdings die Anhänger des modernen Fortschrittsgedankens, von einem goldenen Zeitalter ausdrücklich zu reden, dem ihre Bestrebungen zusteuern. Offenbar genirt sie aber nur der allzudeutliche Anklang an die religiöse Mystik, welche sie bekanntlich minder ästimiren. Allein was hängt am Wort? In der Sache wenigstens und im Ziele kommen sie doch, ob sie wollen oder nicht, auf kaum etwas Anderes hinaus, als was den nüchtern massvollsten unter den religiösen Chiliasten gleichfalls vorschwebt. Der Unterschied ist vielfach blos der des profanen und des sittlichreligiösen Dialekts, in dem Beide wesentlich dasselbe ausdrücken. Und in der That müsste auch die Gegenwart oder der Zeitpunkt, von wo irgend der Fortschritt anhub, eine mehr als verzweifelte Situation sein, wenn in beständigem Fortgehen zu Besserem und Vollkommnerem nicht früher oder später eine Periode erreicht würde, die ohne allzuviel poetische Lizenz immerhin ein goldenes Zeitalter genannt werden könnte. Leugnet der Fortschritt wirklich und im strengen Sinn ein Ziel seiner Bewegung, so ist er ein Fortgehen ins Blaue hinein, somit eine Sinn- und Zwecklosigkeit, ein Widerspruch in sich selbst, welchen Vorwurf seine Verständigkeit doch nicht wird auf sich nehmen wollen.

Indem also diese nüchternprofane Form der Zukunftshoffnung zugleich die wesentlichen Züge des religiösen Bildes mitenthalten muss, wollen wir der Einfachheit wegen ausschliesslich Erstere in kritischen Betracht ziehen.

2. Systematisch-kritische Betrachtung.

a) Der Fortschritt im geschichtlichen Leben als Weg zum Ziel; Wesen und Gebiete desselben.

Wie kann man es aber nur wagen, ein Prinzip in kritischen Betracht zu ziehen, an das alle Welt glaubt und welches sogar in gegenwärtigen schlechten Geschäftszeiten so beneidenswerth hoch im Kurse steht? Eben desshalb thun wirs! Ist es solid und ächt, so kann ihm die nähere Besichtigung, ja die skrupulöseste Untersuchung nichts anhaben, sondern nur nützen. Sollte sich aber in die Legirung seines „Goldes" doch vielleicht auch Unhaltbares und Ungehöriges mit eingeschlichen haben, wie es bei den kurantesten Artikeln am leichtesten geschieht, so können ein paar Tropfen harmlosester Schwefelsäure als kritisches Scheidewasser auch gerade nichts schaden.

Gibt es überhaupt einen Fortschritt zum Besseren in der Menschengeschichte? Welche Frage! wird man beinahe entrüstet entgegnen. Leider jedoch waren wenigstens die Ansichten über diesen Kardinalpunkt von jeher sehr verschieden, so dass es sich schon verlohnt, in Kürze sogar dieser Wurzel des Problems nahezutreten. Alle drei hauptsächlich möglichen Antworten haben ihre Vertreter aufzuweisen; es wird plaidirt für den Fortschritt wie für den Rückschritt oder endlich für den Stillstand, letzteres natürlich in der Form, dass ein Auf und Ab in stetem Wechsel behauptet wird, der es im Ganzen genommen doch nicht voran bringt.

Die ersten beiden Ansichten sind idealistisch und ergeben sich, jenachdem der Idealismus den Charakter der Hebung oder den der Depression hat. Denn es wäre eine entschiedene Täuschung zu meinen, dass die Vertreter des Rückgangs und beständigen Sinkens, welche seit den Tagen Augustins besonders im theologischen Lager häufig sind, Mangel an tieferem Sinn und Verständniss für das Gute und Wahre litten. Im Gegentheil besitzen sie Beides vielfach in hervorragendem Maasse und in reizbarster, allerdings hypersensibler Empfindlichkeit. Sie sind nun einmal die geborenen Melancholiker der Geschichtsanschauung, während ihr Widerpart der historische

Sanguinismus ist, der besonders aus dem lebensvollen und schaffensfreudigen achtzehnten Jahrhundert mit seinen vielen weltgeschichtlichen Führerpersönlichkeiten stammt. Nicht sowohl realistisch, als vielmehr schwunglos blasirt und ideelos ist allein die dritte Ansicht, der ironische Laissez-aller-Standpunkt, welcher im Gewebe der geschichtlichen Fäden blos das endlose Penelopespiel des Webens und Wiederauflösens sieht, ein sinnloses Oscilliren, in welchem sich ein gut Theil eigener Haltlosigkeit und persönlichen Mangels an einer stetigen Tendenz spiegelt.

Trotzdem wollen wir nicht einmal dieser Auffassung ihre relative Wahrheit bestreiten, und um ihres sittlichstrengen Ernstes willen noch weniger der zweiten, welche den beständigen Rückschritt behauptet. Nur glauben wir, dass schliesslich Beide sich in einem zu engen Gesichtskreis bewegen und den Blick zu wenig ungetrübt vom Jeweiligen erhalten, um wirklich das grosse Ganze ins Auge fassen zu können. Denn treffend hat schon Kant diese drei möglichen Betrachtungsweisen der Geschichte mit dem Bilde des Planetengangs illustrirt. Derselbe ist von unserem Privatstandpunkt aus gesehen Fortschritt oder Rückschritt oder Stillstand, resp. ein planloses Irren, während vom Augpunkt der Sonne oder der Vernunft aus in allen drei Fällen sich die rationale Bahn weist. Gerne lassen wir auch für die Menschheitsentwicklung unser prüfendes Auge sonnenhaft sein und pflichten demgemäss im Grossen und Ganzen trotz Allem und Allem der ersten Ansicht bei, welche in der Geschichte wesentlich einen vernünftigen Fortschritt sieht. Blos handelt es sich darum, worin wir ihn zu suchen und mit welchen Einschränkungen zuzugestehen haben.

Ebenso unmöglich als lächerlich wäre es, den t h e o r e t i s c h e n Fortschritt der Menschheit zu leugnen, welchen sie im Wissen und weiterhin in dem davon abgeleiteten technischen Können gemacht hat. Viele Worte darüber zu verlieren, hiesse gerade in unseren Tagen beinahe Eulen nach Athen tragen. Jedoch dürften sogar hier einige Missverständnisse und falsche Taxirungen sei es mit Ueber- oder Unterschätzungen umlaufen, deren kurze Beleuchtung sich verlohnt.

Als ein eitler und haltlos selbstgefälliger Wahn wäre es sicherlich zu bezeichnen, wenn man glauben wollte, dass die Menschheit im Fortschritt der Jahrhunderte subjectiv und persönlich betrachtet geistvoller geworden wäre, als unsere Vorväter waren. Vielleicht könnte man eher umgekehrt den Verdacht hegen, dass die subjektivpersönliche Geistigkeit durch den Fortschritt des objectiven Wissens und Könnens Noth gelitten habe. Sicherlich hat z. B. die Basis des Verstandes, das Gedächtniss, durch die Erfindung und Verallgemeinerung von Schrift und Druck nicht gewonnen; auch die kostbare Goldgrube der Phantasie ist durch die intensive Verstandeskultur stark verschüttet worden. Dass aber Geist und Verstand identisch seien, wäre erst noch zu beweisen.

Indessen wollen wir darauf kein weiteres Gewicht legen und diese Andeutung nur als Warnung vor eitler Ueberhebung geben. Ist es doch dafür um so gewisser und handgreiflicher, dass der objektive Wissensbesitz der Menschheit in ganz erstaunlicher Weise fortgeschritten und zu einer Höhe angewachsen ist, von der sich allerdings das Alterthum noch nichts träumen liess. Einst meinte sogar ein Aristoteles als historischer Reifepunkt des griechischen Geisteslebens, es sei zu seinen Zeiten bereits so gut wie Alles entdeckt und es handle sich nur noch darum, den reichen Stoff formirend zu ordnen und zweckmässig zu verwerthen. Was würde der naturwissenschaftliche Philosoph zu dem heutigen Stand der Dinge sagen, wenn er sähe, wie viel Neues unter der Sonne in den zwei Jahrtausenden nach ihm und vornehmlich in diesem Jahrhundert entdeckt und gefunden worden ist! Nach allen Seiten, in die Höhen und Tiefen des Raumes öffnet sich das sinnliche Universum der eindringenden Erkenntniss; in die entlegensten Fernen der Zeit wird die Fackel des Spürsinnes getragen, der aus Trümmerspuren Welten liest. In der sich erhaltenden Kraft weist sich der rothe Faden, welcher Alles mit Allem verbindet. Eine in ihrem Wesen klare, unanfechtbar festgestellte Methode leitet die Schritte auf diesem Gebiet sicher und ermöglicht das stetige Zusammen- und Nacheinanderarbeiten der Forscher in den einzelnen Generationen. Unter diesen kann je die folgende eine Reihe sicherer

Resultate von der Vorgängerin übernehmen, um ihrerseits darauf weiter zu bauen. Denn bei der Sinnenfälligkeit der Forschungsgegenstände oder vermöge ihrer Beherrschung durch die streitlose Mathematik lässt sich alles ohne zu grosse Mühe kontroliren und werden unhaltbare Annahmen im Laufe des Fortschritts gnadenlos und ziemlich rasch ausgestossen.

Gegenüber von persönlicher Ueberschätzung der Träger unserer neueren so rapiden Fortschritte auf einer Reihe der hier gemeinten Gebiete ist freilich nicht zu vergessen, dass ihre Arbeitsfelder mehrfach die jüngsten, in früherer Zeit herzlich wenig oder gar nicht bebautgewesenen sind. Denn die Menschheit hat keineswegs mit dem scheinbar Nächstliegenden, mit der Natur und ihrer Erforschung begonnen, wie sich überhaupt die begriffliche Ordnung gar vielfach in der Wirklichkeit umdreht und das sachlich Erste zuletzt in Angriff genommen wird. Ist es dann ein Wunder, wenn die Jahrhunderte lange Brache endlich mehr als siebenfältig Früchte trägt, wenn die Gold- oder Diamantensucher, die keine oder wenige Vorgänger hatten, mit leichter Mühe reichen Gewinn ziehen? Diese nüchterne Bemerkung dürfte wohl zu beachten sein, um selbst bei verschieden günstiger Saison und Arbeitsgelegenheit jedem redlichen Streben das Seine zu geben.

Indessen können sich auch die anderen Wissenszweige von mehr geistiger Art ziemlich beruhigt im Lichte des Fortschritts sehen lassen. Was ihnen jedenfalls gegenwärtig an Ausdehnung der Erfolge und somit auch vor dem Tribunal einer mehr quantitativgestimmten Werthtaxirung an Anerkennung abgeht, das deckt ihr innerer Werth und das wohlberechtigte Bewusstsein, dass schliesslich doch sie es sind, welche den tiefsten Einfluss auf die Entwicklung üben. Zeiten der Noth und neuer schwerer Aufgaben sind der beste Prüfstein des Gehalts. Immer aber waren es Ideen, welche die Gesellschaft gerettet haben, wenn nichts Realistisches mehr Stand hielt oder treu blieb. Freilich ist von jeher die Anerkennung verhältnissmässig selten und meist nur kurz, welche das Ideale und seine Pflege in der Welt findet, um so mehr, da man weiss, dass ihm das Hilfsmittel Anderer, das „Striken“ in

künftigen Bedarfsfällen, durch sein ganzes Wesen untersagt ist. Wer aber tiefer blickt und desshalb gerechter urtheilt, wird schon aus diesen Gründen und abgesehen von der längeren Bearbeitung oder grösseren Schwierigkeit hier selbst kleinere Fortschritte doppelt hoch anschlagen. Und gewiss finden sich solche, wenn auch ihr Schwerpunkt dermalen auf die formale Seite kritischer Reinigung fällt. Viel unfruchtbarer Ballast fällt allmählig weg, der gesunde Kern löst sich aus der mehr oder weniger groben Schaale, der Sinn und Geist tritt reiner aus dem Körper und Bild hervor, um desto kräftiger und fruchtbarer wirken zu können. Auch Grenzbestimmungen sind vom höchsten Werth, wenn sie da und dort mit dem Resultat eines Nichtwissens enden, das zugleich ein hochbedeutsames Wissen ist. Ich meine die endliche Einsicht in Schranken, welche nun einmal unserer Natur gezogen sind und welche überschreiten zu wollen, eitel Zeit- und Kraftverschwendung wäre oder bisher war.

Aber noch in anderer Richtung kann gerade unsere Zeit sich eines entschiedenen theoretischen Fortschritts rühmen. Man denke an die Popularisirung und weite Verbreitung des Wissens, das nicht mehr ängstlich gehüteter Zunftbesitz ist, sondern frei vor das gemischte Publikum tritt. Wir wollen denn doch nicht einseitig an den allbekannten Schattenseiten dieses Zugs in die Weite und Breite hängen bleiben, sondern gerne zugestehen, dass etwas Tiefberechtigtes darin liegt, wenn es anders zur rechten Zeit und am richtigen Ort angewandt wird. In der Idee jedenfalls ist Wahrheit ein gemeinsames Menschenrecht und kein Kastenprivilegium; es kann sich also nur darum handeln, das Richtige und Seinsollende mit Takt und im passenden Tempo zu realisiren, um nicht voreilig Gift statt Nahrung zu reichen. Aber anfangen muss man doch damit und das Experiment wagen, was es allerdings vielfach sein wird. Vom Palast bis zur Hütte ist dem Wissen bestimmt zu gehen; oder vielmehr hat es sich von der Mitte aus nach beiden Seiten auszudehnen. Und es wird ihm selbst zu Gute kommen, wenn es die frische Luft nicht scheut und unter die Leute geht. Der Philosophie z. B. thut es gar keinen Eintrag, wenn sie unbeschadet

ihres aristokratischen Naturells nach dem formell so lehrreichen Vorgang unserer Pessimisten auch zuweilen ihre Hofburg verlässt, in der sie nächstens zum vergessenen Dornröschen geworden wäre.

Angesichts der Wissensfortschritte in der bisherigen Entwicklung nnd insbesondere in der letzten Zeit eröffnet sich uns hiefür offenbar auch die reichste Zukunftsperspektive. Die Sorge, dass man über kurz oder lang die ganze Summe menschenmöglicher Wahrheitserkenntniss erlangt haben werde und alsdann der geistigen Langeweile anheimfallen müsse, dürfte denn doch etwas weithergeholt und auf geraume Zeit hinaus noch recht überflüssig sein.

Eher liesse sich ein anderes Bedenken hören, das sich auf unzweifelhafte Uebelstände besonders rasch voranmachender Zeiten berufen kann. Die Gesammtmasse des menschheitlichen Wahrheitsbesitzes wächst durch dasselbe Mittel, welches auch auf industriellem Gebiet die grössten Erfolge erzielt hat, ich meine die steigende Arbeitstheilung oder die Konzentrirung der individuellen Kraft auf ein immer engeres, dafür aber auch um so sicherer beherrschtes Feld. Wir erhalten die Virtuosen des Detailwissens und der bis ins Kleine spezialisirten Fächer. Kant nennt diese Männer einmal treffend geistige Cyklopen, weil sie nur Ein Auge im Kopfe haben und für alles nicht rein Fachmässige blind sind. Gewiss ist diess eine entschiedene Schattenseite gerade der strebsamsten Kulturzeiten; denn jene Zersplitterung und Isolirung droht geradewegs den Begriff wahrer Bildung aufzuheben, welche immer das Gegentheil bornirter Einseitigkeit ist. Und was hülfe es schliesslich die Menschheit, wenn ihre Glieder zwar als Summe das grösste Mass von Wissen hätten, aber ohne dass der Totalerfolg auch irgend einem einzelnen Kopf zu Gute käme? Jene Summe wäre ein lebloses Abstraktum, an dem die konkretlebendigen Menschen nur in immer kleiner werdenden Bruchtheilen participirten.

Allein so schlimm, wie es zuerst aussieht, macht sich die Sache doch bei näherem Zusehen nicht. Die Polyhistoren früherer Perioden, welche wirklich ihr gesammtes Zeitwissen umfassten und sogar selbstthätig bearbeiteten, werden allerdings immer seltener

und unmöglicher werden. Auch gilt es, bei aller Anerkennung des Werths der Arbeitstheilung und Spezialisirung trotzdem gegen ihre Ueberschätzung zu protestiren und das Bewusstsein ihrer blos relativen Berechtigung als eines Durchgangspunkts lebendig zu erhalten. Alsdann findet sich aber der Rückweg wenigstens für das Ganze der Entwicklung von selbst. Alle Disciplinen haben ab und zu ihre Forschungs- und Bewegungszeiten, auf welche naturnothwendig Ruhepausen der scheinbaren Ermattung, in Wahrheit aber der Resümirung und werthvollen Verarbeitung oder auch der Sichtung und Klärung folgen. Darin liegt ein ebensowohl physikalisches als historisches Gesetz, welches die Hypertrophie oder Stoffüberhäufung verhütet und der Gefahr vorbeugt, dass bei stetem Anwachsen des Wissens früher oder später die nicht mitwachsende subjective Fassungskraft der persönlichen Individuen zur Bewältigung jener Aufgabe nicht mehr im Stande ist.

Wie ich sagte, sind die Forschungspausen nicht blos negative Haltpunkte, sondern zugleich positive Klärungsperioden. Viel Schaale, die bisher den Kern zu bergen hatte, mag nach dessen Reifung wegfallen; viel mitgeführter Ballast kann über Bord geworfen werden, um Platz für neue Ladung zu schaffen. Denn das ist allerdings eine traurige Emsigkeit, welche sich nicht getraut, auf der erstiegenen Höhe die bisher dienlichen Leitern hinter sich zu lassen, sondern dieselben endlos mit sich schleppen zu müssen meint, wie die Schnecke ihr Haus! Sind die Resultate gesichert, so werden vielmehr die Wege entbehrlich, oder es präsentiren sich wenigstens, wie beim Bergsteigen vom erreichten Gipfel aus, weit einfachere, bequemere, zeit- und kraftersparende Pfade. Die Unterrichtsmethoden werden rationeller, das ganze Lernen kompendiöser. Wie auf materiellem Gebiet das Geld statt der Naturwaare als Tauschmittel, auf industriellem die Maschine anstatt der mühsamen Handarbeit Verkehr und Production ganz enorm vereinfacht hat, so besitzt auch das geistige Leben seine hochbedeutsamen Abkürzungsmittel. Ich erinnere nur aus allbekannten Gebieten gegenüber von andern möglichen und einst wirklichen Rechnungsarten an das arabische Zahlensystem und innerhalb desselben an

die durchgeführte Dezimalrechnung, diess Ei des Kolumbus, dessen Findung und vollends Verwerthung so unbegreiflich lange anstand. Auf verwandtem Feld mag an den kolossalen geistigen Fortschritt erinnert werden, der mit der Buchstabenschrift gegenüber von dem Gebrauch der Bilder oder Symbole gemacht wurde. Und so könnten noch gar manche andere Beispiele aus alter und neuer Zeit angeführt werden, welche alle beweisen, wie die Menschheit im Anwachsen ihres Wissensstoffs sich instinctiv auch die kürzeren Wege und ökonomischeren Lernmittel zu finden wusste, um die subjektive Fassungs- oder Tragkraft mit der objectiven Last im Einklang zu erhalten. Damit sind in der Hauptsache und von den Missgriffen einzelner Zeiten abgesehen doch wohl die Bedenken erledigt, welche sich an den Fortschritt des Gesammtwissens neben gleichbleibender individueller Befähigung knüpfen. Spätere Generationen stehen bildlich geredet in dem mühelosen Zinsengenuss des Erwerbs der Vorzeit und behalten dadurch Kraft und Musse übrig, um zu dem viel leichter Empfangenen in eigener Arbeit nun auch ihren Zuschuss zu geben.

Der theoretische Fortschritt der Menschheit ist nach dem Bisherigen eine zweifellose Thatsache, welche sich in manchen Zeiten sogar sprungweise bemerklich macht und auch für die Zukunft vielversprechend ist. Worin liegt denn nun eigentlich die Möglichkeit davon begründet? Ich werfe diese scheinbar weithergeholte und entbehrliche Frage mehr wegen des Folgenden auf. Dort wird die Sachlage wiederholt eine etwas andere sein und mag desshalb ihre Beleucbtung schon hier durch den Gegensatz erhalten.

Man pflegt bekanntlich zur Beantwortung unserer Frage vornehmlich auf dasjenige hinzuweisen, was uns Menschen am schärfsten und sinnenfälligsten von den Thieren unterscheidet, ich meine die Sprache. Hätten die Thiere eine solche, sagt man, so hätten sie auch eine Geschichte in mehr als nur naturwissenschaftlichem Sinn und brauchten mindestens innerbalb grösster Zeiträume nicht mit jedem neuen Gattungsexemplar wesentlich wieder von vorne anzufangen. Freilich eine nicht sehr vielsagende Bedingung! Denn

selbstverständlich ist unsere Sprache nur Produkt oder Symptom unserer höheren Organisation überhaupt, das mit dieser in engster Wechselwirkung steht. Unser Gedächtniss z. B. ist schärfer, weil wir sprechen, und ebenso umgekehrt. Es käme also jene Erklärung beinahe auf die Tautologie hinaus, dass der Mensch fortschreite, weil er überhaupt höher begabt, d. h. weil er Mensch sei. Ausserdem, und diess ist uns die Hauptsache, wäre damit noch nicht gezeigt, warum unser Geschlecht speziell im Wissen sich sosehr vervollkommne. Denn dass letzteres entweder das einzige oder doch das unverhältnissmässig begünstigte Gebiet des Fortschritts ist, leuchtet Jedem ohne Weiteres ein.

Desshalb brauchen wir noch das weitere und genauere Erklärungsmoment, welches der Dichter treffend in den Worten ausspricht: „Stimme des Ganzen ist deine Vernunft; dein Herz bist du selber", oder: „Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest". Prosaisch ausgedrückt heisst diess: die theoretische Vernunft, der Kopf, ist das Identischunpersönliche am Menschen; und so bildet auch das Wissen als solches einen unpersönlichen, vom Individuum leichtlich abtrennbaren Besitz. Es lässt sich wie eine Sache von Einem auf den Andern übertragen und von Generation zu Generation dinghaft vererben. Bei aller Geistigkeit eignet ihm ein gewisser Mechanismus, für welchen eben Gedächtniss, Sprache und künstliche Fixirungsmittel von so grosser Bedeutung sind, um die Kommunikation in der Vielheit oder im Wechsel von Raum und Zeit zu erhalten. Das Kind erlernt in den sechs ersten Lebensjahren die Muttersprache, um nie mehr im Leben gleich viel zu recipiren: ist doch jene das Wissensdepositum von Jahrtausenden, trotz Allem und Allem das reiche Vermächtniss nicht nur von Klangfiguren oder „Worten, Worten, Worten", sondern auch von Gedanken und Begriffen, deren Entwicklung in Wechselwirkung mit der Sprache steht. In ausserordentlich beschleunigtem Tempo und abgekürztester Form durchlebt der kindliche Geist, wie ich früher andeutete, die Stationen der Vorzeit, um als Mann mit eigenen Beiträgen einzusetzen.

Die relative Dingnatur des Theoretischen macht es also mög-

lich, dass sein Besitz von Geschlecht zu Geschlecht sich summirt oder kapitalisirt, dass der Wechsel der persönlichen Träger kaum von Einfluss ist und die Menschheit fortschreiten kann, als wäre sie Ein konkretes Individuum. Selbst Risse oder Katastrophen, wie der Untergang der alten Welt und die Völkerwanderung, besagen hiegegen in der Hauptsache kaum etwas und können eben im Laufe des Fortschritts mit seinen Hilfsmitteln der Konservirung immer weniger mehr in Betracht kommen. Analogien dieser Menschheitsentwicklung zeigen sich übrigens auch im Individualleben, dessen wissenschaftliche Aufgabe daher in der theoretischen Charakterbildung und Erhaltung der Kraft besteht, damit kein früherer geistiger Erwerb verloren gehe.

Weit schwieriger und brennender gestaltet sich nun aber unsere Frage, wenn wir reflektiren auf den praktischen Fortschritt der Menschheit oder auf ihr Wachsthum nicht nur im Wahren, sondern auch im Guten und Edlen. Obgleich man die offenbar zu unterscheidenden Gesichtspunkte selten klar trennt, hat man dennoch bei dem ganzen Streite meist eben diese letztere Seite vornehmlich im Auge. Um hierauf zu antworten und nicht selbst eine Konfusion anzurichten, müssen wir vor Allem das Subjekt des praktischen Fortschritts schärfer ins Auge fassen und demnach unterscheiden zwischen der Menschheit im Ganzen und den einzelnen Individuen, welche sie konstituiren.

Fassen wir zuerst jene ins Auge, da die grossen Schriftzüge sich leichter lesen lassen als die kleinen, so kann wohl nur eine starke Voreingenommenheit und tiefe Verbitterung über jeweilige Zustände es leugnen, dass dieselbe ganz entschieden zum wahrhaft Besseren fortschreitet. Was ich dabei im Auge habe, ist der Aus- und Abdruck, den sich die successiven Stufen der Gesammtgeschichte im objectivpraktischen Geiste geben. Ihn repräsentiren der allgemeine Ton und Geist, welcher in Gesetzen und Institutionen lebt, die Form der Staats- und Gesellschaftseinrichtungen, das öffentliche Gewissen, die andauernder herrschenden und nicht blos vom Tage geborenen Ueberzeugungen in dieser oder jener Lebensfrage. Sind diess doch wiederum lauter Mächte und Ge-

bilde von unpersönlicher Natur. Mag hier immerhin der Wechsel der tragenden Personen schon etwas einflussreicher sein, als früher im Theoretischen, so lassen sich trotzdem auch die genannten praktischen Potenzen in der Hauptsache von Generation zu Generation übertragen und ermöglichen eine moralische Kapitalansammlung im arbeitenden Fortgang der Geschlechter. Oeffentliche Prinzipien, die Einmal gelebt haben und wirklich gewesen sind, können ihrem Wahrheitsgehalt nach nicht mehr sterben; denn sie gehören zum Göttergeschlecht der Ideen, welche hoch über uns hinfälligen Individuen durch die Zeiten wandeln.

Das Gesagte bestätigt sich, wenn wir ebensofrei von Eigenliebe wie von Voreingenommenheit unsere Gegenwart mit früheren und fernen Zeiten unpartheiisch vergleichen. Entschieden steht sie denselben voran in öffentlicher Anerkennung und Ermöglichung der moralischen Menschenwürde, sowenig wir gerade hiebei ihre Auswüchse und bedenklichen Uebertreibungen in Form einer oft missverstandenen Humanität übersehen können. Allein wann wäre es je in der Welt und bei der Menschen irrendstrebendem Geschlecht ohne diess abgegangen, wann hätte je besonders eine energische Kraft nicht über das Ziel hinausgeschossen, sondern wäre ruhig und maassvoll gleich dem Zünglein der Wage am rechten Punkte eingestanden! Wir können und müssen diess also wie eine Art von Erdentribut hingehen lassen und werden am Schluss noch Gelegenheit finden, das Nöthige hinsichtlich der Jetztzeit zu bemerken. In der Hauptsache bleibt es doch wahr, dass unsre Zeit natürlich nicht durch sich selbst allein, sondern in dem dankbar und pietätsvoll anzuerkennenden Zusammenarbeiten auch der Generationen vor uns objectiv besser und unpersönlich betrachtet moralischer geworden ist. Ich will weniger die positiven Züge betonen, wie Humanität oder Bewusstsein von der Solidarität der menschlichen Interessen. Deutlicher liegt der Beleg im Negativen oder in der steigenden Abstellung von Falschem vor.

Auf politischem Gebiet sehen wir innerhalb zusammengehöriger Volkskreise, die Eine Entwicklungslinie bilden, wie z. B. die despotische Staatsform sammt Allem, was sich aus ihr ergiebt, in frü-

heren Stadien zwar sicherlich einmal herrschend war — denn die Theorien vom freien Staatsvertrag als historischem Staatsanfang sind ja mehr als naiv! — aber ebensogewiss trug, respective trägt jene Form den Keim ihrer Auflösung und Umbildung zum Menschenwürdigeren in sich, wie der jetzige Stand aller civilisirten Staaten beweist. Und wenn je, was ja nicht ausgeschlossen ist, im relativen Wechsel der menschlichen Dinge das Ende wieder zu dem Anfang zurückzukehren scheint, so ist es doch genau betrachtet nicht mehr völlig dasselbe. Geschichtlich todte Formen und Phasen lassen sich wohl zeitweise galvanisch neubeleben, aber das ist dann auch ein Leben darnach!

Auf sozialem Boden erinnere ich an Etwas, was freilich erst vor Kurzem ganz aus der gebildeten Menschheit entschwunden ist, die Sklaverei. Man pflegt sie einen Schandfleck der Menschheit zu nennen, was mir aber dennoch in dieser emphatischen Allgemeinheit gesagt etwas voreilig und altklug vorkommt. Gewiss wäre sie ein Schandfleck, wenn man sie nach Erlangung der jetzigen Gefühls- und Anschauungsweise, sowie nach der Erfahrung ihrer Entbehrlichkeit wieder einführen wollte. Aber diese höhere Feinheit des sittlichen Gefühls musste sich im Laufe der Jahrhunderte erst bilden, wie dem Individuum jetzt Sünde sein kann, was früher indifferent oder gar positiv erlaubt war. Wir wollen das Naturrecht jedes Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung keineswegs leugnen; nur täusche man sich nicht, indem man oft wähnt, die Naturrechte lägen wie schlechtes Metall gleich auf der Oberfläche und könnten nur von unbegreiflicher Blindheit oder Bosheit übersehen werden. An Beidem litten z. B. Männer wie Plato oder Aristoteles keineswegs, und doch besprechen sie die Sklaverei und natürliche Dienstbarkeit minder edel Geborener als eine selbstverständliche Sache. Auch das junge Christenthum in aller idealen Reinheit sah es wenigstens nicht als seine Aufgabe an, die äusseren Sklavenbande ausdrücklich zu lösen, sondern überliess das der unfehlbaren Wirkung seiner Prinzipien und der von ihnen mitbestimmten sittlichen Entwicklung überhaupt. Alles diess ist gegenüber von einem doch zuweilen etwas pharisäischselbstgefälligen

Doktrinarismus ein Beweis, wie die Sklaverei erst auf einer gewissen Stufe der inneren Bildung und äusseren Gesellschaftsgestaltung sittlich und real unmöglich wurde. Dasselbe gilt fast von sämmtlichen Unvollkommenheiten und Missständen der geschichtlichen Entwicklungslinie, wenn man anders mit dem Begriff der Entwicklung aufrichtig Ernst macht, statt gegen die Mitwelt oft hyperhuman zu sein und nur gegen die Vergangenheit sich auf einmal auf den kriminalistischen Stuhl zu setzen, der nur verdammen kann.

Verwandt mit der Sklavereifrage ist diejenige, welche die gesellschaftliche Stellung der Frau betrifft. Ferne sei es von uns, mit der oberflächlichen englischen Tagesphilosophie die modernen Ausschreitungen in dieser Beziehung zu billigen, statt darin ein schweres Krankheitssymptom zu sehen. Das verhindert aber nicht, es als einen eminenten Fortschritt von grosser Tragweite anzuerkennen, dass die unwürdige Stellung des Weibes längst ein Ende gefunden hat, wie sie jedenfalls in vorchristlichen, sonst klassisch gebildeten Zeiten und in vorgermanischen Kreisen geherrscht hatte. Es liegt auf der Hand, wie ein gut Theil unserer ganzen Kultur dieser Einen Aenderung zum Besseren zu danken ist.

Um kurz noch ein paar andre Fortschritte des öffentlichen Lebens namhaft zu machen, so sei innerhalb des Kriminalverfahrens die Beseitigung der Tortur erwähnt, womit die Prozessirung sogenannter Hexen eng zusammenhing, um mitzufallen. Auch die Inquisition und religiöse Intoleranz hat wenigstens aus dem Beherrschungskreis des Gesetzes, aus der Machtsphäre öffentlicher Institutionen weichen müssen. Nur das Eine möchte ich auch für die letztgenannten Fälle nochmals betonen, dass man doch ja nicht glaube, unsre guten Vorfahren haben Derartiges aus purer Bosheit und Teufelei gethan. Wir werden vielmehr sicher annehmen dürfen, dass sie überwiegend bona fide verfuhren und in dem guten Glauben handelten, das Rechte und Unerlässliche zu üben.

Sachlich betrachtet lässt sich aber allerdings sagen, dass die Geschichte in diesen und manchen sonst noch zu nennenden Beziehungen wesentlich und wirklich das war, als was Hegel sie kennzeichnet, „ein Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit“, ein Fort-

schritt in der Anerkennung und Ermöglichung der moralischen Menschenwürde, ein Wachsthum zum Guten und Besseren in der Kettenvergliederung der Generationen.

Sozusagen der offizielle Vertreter und Hauptträger dieser Bestrebungen ist der soviel gerühmte und ebensoviel geschmähte „Liberalismus“. Wir haben schon im Bisherigen nirgends ein Hehl daraus gemacht, dass wir gegen ihn als Zeitmacht gar Manches auf dem Herzen hätten. Jedoch die ächtphilosophische Erwägung darf ja an jeweiligen kürzeren Phasen der Gesammtgeschichte nicht hängen und kleben bleiben, sie darf sich durch alle Uebertreibungen und Ueberstürzungen oder auch positiven Missgriffe einer Richtung bei der Gesammttaxirung den Blick für den guten Kern nicht trüben lassen. Es sind Viele und wahrlich, ob sie auch nicht so öffentlich hervortreten, nicht gerade die Schlechtesten besonders unter unserem deutschen Volk, welche bitter klagen oder höhnisch spotten über den „liberalismus vulgaris“ auf fast allen Gebieten. Allein es sei an sie die Frage erlaubt: „Die Hand aufs Herz, wollet ihr wirklich und ernstlich, dass das Gegentheil des Liberalismus, dass ein reaktionärer Geist nicht blos vorübergehend als vielleicht jeweils nothwendiger und heilsamer Gegendruck, sondern definitiv und mit Beseitigung aller Errungenschaften des Ersteren zur Herrschaft gelange?“ Ich bin überzeugt, dass die Allermeisten auch unter den Unzufriedenen an dieser Zuspitzung der Frage doch stutzen und sich wohl büten werden, sie zu bejahen. Ebendamit aber ist der bleibende Kern des Liberalismus in seiner tiefen Berechtigung zugestanden, und mehr als diess wollen auch wir ganz gewiss nicht.

Eine unbefangen universale Betrachtung kann unseres Erachtens nicht umhin, ob sie es persönlich gern oder ungern thut, den liberalen Bestrebungen mindestens im Grunde einen hochachtbaren sittlichen Idealismus zuzugestehen. Dabei verstehe ich freilich dieselben wieder überwiegend nach ihrer objektiven und gewissermassen überpersönlichen Seite, wodurch das lediglich persönliche und individuelle Verdienst ihrer Träger auf ein nüchternes Mass reduzirt wird. Die tiefsinnigen Gedanken eines Leibniz, Kant, Schelling und Hegel über die vorbewussten und instinktiven Mächte

im Natur- und Geistesleben haben durch die neueste Philosophie unserer Zeit endlich ihre wohlberechtigte Anerkennung und eine energische, ob auch einseitige Vertretung gefunden. Wenden wir sie auf unsere Frage an, so lässt sich nicht verkennen, wie in den freiheitlichen Bestrebungen aller Geschichte und der Gegenwart speziell häufig mehr der sittlichgesunde Instinkt und Trieb der unpersönlichen Menschennatur, als das bewusste und klarkonsequente Wollen der Individuen arbeitet. Von diesem Gesichtspunkt aus lässt sich sogar dem Corps- oder Partheigeist, dem Herrschen von Losungs- und Schlagwörtern, was sonst so viel Schaden thut, eine gute und vernünftige Seite abgewinnen. Denn eben in jenem Gemeingeist kommen die über den Personen stehenden Potenzen zum Ausdruck, welche besser sind, als ihre empirischen Träger. In ihnen sonnt sich nicht blos eine selbstgefällige Eitelkeit, wie der vielfach berechtigte bittere Tadel es allein hervorhebt, sondern der Einzelne erwärmt sich auch mit einer Idealität, unter deren Niveau er als Individuum ganz entschieden steht.

Dass der Liberalismus mannigfach in mehr oder weniger dunklem Drang sich des rechten Wegs bewusst und sonach besser ist, als namentlich seine theoretische Weltanschauung, das dürfte sich unschwer beweisen lassen. Es ist wohl nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, dass in seinen Kreisen der materialistische, Freiheit und Geist leugnende „Kampf ums Dasein" manche Nachbeter zählt, dass überhaupt die Koryphäen des baaren Naturalismus hier für nicht Wenige Auktoritäten und gläubig angestaunte Grössen sind. Der alte Kant, den man doch gleichfalls mit zu den beachtenswerthen Grössen zählt, bemerkt hiegegen in seinem Aufsatz vom ewigen Frieden sehr deutlich und kategorisch: „Freilich, wenn es keine Freiheit und darauf gegründetes moralisches Gesetz gibt, sondern Alles, was geschieht oder geschehen kann, blosser Mechanismus der Natur ist, so ist Politik, die ganze praktische Weisheit und der Rechtsbegriff ein sachleerer Gedanke". In der That ergäbe sich aus dem brutalen Kampf ums Dasein, aus dem Druck und Gegendruck blosser Naturgebilde so

ziemlich das Gegentheil von dem, was die freisinnige Richtung wirklich thut oder anstrebt.

Es ist der alte Widerspruch, der schon das achtzehnte Jahrhundert und seine Encyclopädisten kennzeichnet: Einerseits die Leugnung allen Geistes, die Herunterdrückung des „homme“ zur „machine“, andererseits das leidenschaftlichste Aufklärungsstreben, das begeisterte und geradezu fanatisch werdende Ringen nach Geist und Vernunft, nach Sinn und Licht in Allem. Oder dasselbe praktisch: Auf der Einen Seite die absoluteste Freiheitsleugnung, die Behauptung eines lediglich blind nothwendigen Geschehens, wie im Thier-, Pflanzen- und Steinreich, andererseits das eigenwilligste sich Aufbäumen gegen alles, was nun einmal gegeben und naturartig durch die Geschichte geworden ist, der zornmüthige Ruf nach Freiheit und Gleichheit, das revolutionäre Verlangen, die Welt, wie Hegel sagt, auch einmal „auf den Kopf zu stellen“ d. h. nach Vernunft- und Willensgesetzen, statt nach dem positiv-historischen Naturlauf geregelt zu sehen.

Gewiss ist unsere Zeit vorläufig noch viel ruhiger und massvoller in ihrem Gebahren; jedoch in abgemilderter Form dürfte auch sie die obigen Gegensätze mannigfach verrathen. Wenn die höheren, in Presse und Parlamenten massgebenden Stände nicht ruhen, ihre niedriger stehenden Mitmenschen steigend freizugeben und von den meisten bisherigen Beschränkungen oder Fesseln der Selbstbestimmung loszumachen, so ist die leitende Idee hiefür Alles eher, als die theoretisch so mannigfach daneben herrschende Weltanschauung. Aus dieser würde sich die Ideelosigkeit und brutale Selbstsucht der beati possidentes von Macht und Geld ergeben, nicht aber ein Thun, in welchem wir trotz Allem und Allem eine der Moral dargebrachte Huldigung, ein Opfer und einen Akt sittlicher Selbstverleugnung von Seiten der bisher Privilegirteren sehen dürfen. Denn dass sie durch ihre Willfährigkeit und liberale Freigebigkeit mindestens zunächst und wohl auf lange Zeit ein Opfer bringen, dass sie sich selbst eine Einbusse an persönlicher Behaglichkeit und ruhigem Sonderbesitz bereiten, liegt ja auf platter Hand. Und andererseits wäre es ebenso ungerecht, wie es dem

wirklichen Sachverhalt widersprechen würde, wollte man behaupten, dass sie all diess nur gezwungen thun und sich mürrische Konzessionen blos von der ungestüm mahnenden Gegenwart oder von einer vorsichtigen Reflexion auf die Zukunft abringen lassen.

Auf Grund des Gesagten müssen oder dürfen wir vielmehr das zusammenfassende Urtheil wagen, dass die allgemeine Moral im obigen Sinne oder das öffentliche Menschheitsgewissen und die Kollektivsittlichkeit im Fortschritt der Jahrhunderte wirklich besser und feiner geworden sind, als sie es früher, z. B. auch in den schönsten Zeiten des klassischen Alterthums waren.

Lässt sich nun aber der gleiche Fortschritt zum Besseren ebenso behaupten, wenn wir jetzt die einzelnen Menschenpersönlichkeiten ins Auge fassen und sie als diskrete Individuen betrachten, deren Jedes mit seiner Lebensbahn ein in sich beschlossenes Ganze bildet?

Auf diese Frage glaubt man vielfach, von der interessanten und jedenfalls höchst bedeutsamen Wissenschaft der sog. Moralstatistik die sicherste Auskunft erhalten zu können. Wir müssen diess in zweifacher Hinsicht bestreiten. Einmal ist dieser Zweig der Statistik dermalen noch zu jung, um schon jetzt sichere Auskunft zu geben. Allem induktiven Forschen können gar mancherlei Klauseln und Vorsichtsmaassregeln von der bedächtigumsichtigen Wissenschaft nicht erlassen werden; sonst gebührte seinen Resultaten nicht das stolze Prädikat exakt. Aber ganz besonders sind dieselben auf dem Boden des statistischen Zählens und Rechnens am Platz, um nicht durch falsche Ansätze z. B. hinsichtlich der Periodenlänge oder durch unvermerkte Nichtbeachtung einflussreicher Seitenmomente zu voreiligen Ergebnissen zu gelangen. So sind denn auch bis jetzt die Aussagen der Moralstatistik in unserer Frage einfach desshalb unbrauchbar, weil sie widersprechend lauten. Den Einen tritt aus ihrer Rechnung die Konstanz der Zahlenverhältnisse entgegen, welche vielleicht unbewusst als Ziel hineingelegt wurde, um daraus die reine Naturgesetzlichkeit auch der Willenshandlungen zu deduciren und die vermeintliche Freiheit exakt zu widerlegen. Andere dagegen behaupten, eine Schrecken erregende

Zunahme der Verbrechen oder Unthaten zu finden; es sind diess namentlich die statistischen Jahresberichte der letzten Jahre, z. B. der des preussischen Justizministeriums, von dem jeder Unbefangene wenn auch ungern genug Akt nehmen musste. In der That liegt darin jedenfalls für die nähere Gegenwart ein sehr wenig ehrenvolles Zeugniss, das sich nicht so leicht bestreiten lässt — denn es sind Zahlen! Unter solchen Umständen müssen wir also die Sache vorläufig bis auf nähere Untersuchung und sorgfältigere Beobachtungen ausgesetzt sein lassen, die vor Allem grössere und verschiedenere Zeiträume umfassen.

Allein wir erlauben uns fürs Andre, Namen und Begriff der „Moralstatistik“ überhaupt anzufechten, um von den gar zu raschen Schlüssen auch aus ihren etwa sicheren Resultaten auf die moralische Freiheit hier ganz abzusehen. Wirklich beobachten, statistisch zusammenstellen und berechnen lässt sich doch nur, was in die Erscheinung tritt. Diess ist aber nur die Handlung, und nicht die innere Gesinnung, welche beide nach den Gesetzen des logischen Rückschlusses nicht gegenseitig auf einander Anweisung geben oder Folgerungen gestatten. Dieselbe erscheinende Handlung kann aus sittlichguter Gesinnung oder aus kluger Berechnung, wie Furcht und Hoffnung, stammen. Mit andern Worten: Solange man den Menschen nicht ins Herz sieht — und dafür fehlen vorläufig noch die Mikroscope — solange ist nur eine Statistik der Legalität oder äusseren Angemessenheit ans Gesetz möglich, welche sich ergänzt durch das Nachbargebiet der Gesundheits- und Krankheitsstatistik. Wir aber fragen hier nach dem etwaigen Fortschritt der Sittlichkeit als Gesinnung; zwischen ihr oder der Moralität jedoch und der Legalität ist bekanntlich noch ein grosser Unterschied, den zu verwischen theoretisch nicht minder oberflächlich, als praktisch verwerflich wäre.

Auf diese Weise sehen wir uns wesentlich auf die allgemeinen Erwägungen angewiesen, welche überhaupt die Bedingungen des Menschenlebens und die Natur der individuellen praktischen Entwicklung zur Grundlage haben. Um die fatale Antwort gleich voranzustellen, so glauben wir hier leider zu der Annahme ge-

zwungen zu sein, dass der Fortgang der Generationen in der Hauptsache keinen Fortschritt der jeweiligen moralischen Individuen mit sich bringe, sondern dass wenigstens im innersten Grunde und dem materialen Gehalt nach die Sittlichkeit der Einzelnen auf einem konstanten Niveau bleibe, ob sie diesem oder jenem Jahrhundert, respektive Jahrtausend angehören mögen. Wir vermögen uns für diess vielleicht allzu nüchtern oder gar pessimistisch klingende Urtheil vor aller weiteren Begründung durch das Zeugniss Goethe's zu decken, welcher dem „goldenen Zeitalter" das Distichon widmet: Ob die Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub' es, denn einzeln, Suche man, wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon.

Bei dem generationenweisen Fortschritt des Wissens und der objektiven Sittlichkeit rekurrirten wir zur Erklärung auf die Unpersönlichkeit dieser Momente, wodurch eine Ablösung von den mehr oder weniger zufälligen Trägern und somit eine Uebertragung oder eine steigende Kapitalansammlung möglich wurde. Nun spricht man bekanntlich gerade auch bei den moralischen Individuen von einer Vererbung, ja man glaubt gewöhnlich, dass dieselbe hier eine weit grössere Rolle spiele, als in jenen andern Hinsichten. Herodes und Pilatus werden in diesem Punkt Freunde, indem der Materialismus und die strenge Theologie auch einmal in ihren Aussagen zusammentreffen. Der schon genannte Büchner in seiner Reisepredigt will das Gefühl für Moralität in seiner höheren Entwicklung hauptsächlich aus dem mächtigen Gesetze der Vererbung erklären — ein umgekehrter St. Augustin! Er hält dasselbe für ganz analog oder vergleichbar mit der Kunstfertigkeit der Bienen, der Ameisen, der Biber und anderer Gethiere, welche es ebenfalls durch Vererbung nach und nach soweit gebracht haben. Natürlich aber, setzt er seinen Fund beschränkend hinzu, würde diese ererbte Anlage dem einzelnen Menschen zur Moralität nicht viel helfen, wenn nicht Erziehung, Gesetz, Sitte, Furcht vor Strafe, Gewohnheit, Wohlsein u. s. w. zu Hülfe kämen.

Ich bin nun allerdings weit entfernt, die Vererbung der sittlichen Anlage zu bestreiten; denn woher sollte letztere sonst

kommen? Ja ich gebe sie sogar als ein noch viel gewichtigeres Moment zu, indem ich den moralischen Eigenbesitz, das sittlich Apriorische in uns nicht nachträglich doch wieder in lauter äussere Anwachsung auflöse. Ausserdem lässt sich der allgemeine Begriff einer sittlichen Anlage, die sich vererbt, erfahrungsmässig spezialisiren oder zeigen, wie nicht blos theoretische, sondern namentlich auch praktische Dispositionen zu Dem und Jenem, allerdings in unberechenbarer Freiheit und Sprunghaftigkeit sich von Eltern auf Kinder oder Kindeskinder übertragen. Wie könnte es aber auch bei der zweifellos feinen und vielfach fliessenden Grenze des Physiologischen und Moralischen anders sein? Ob jene Vererbung vornemlich im Schlimmen statthabe, wo sie uns besonders vor Augen tritt, oder ob diess nur der optische Schein einer mangelhaften Beobachtung sei, kann dahingestellt bleiben. An sich steht gar nichts im Wege, dass beiderlei Uebertragung vorkomme.

Mit all dem scheint mir aber gerade für unser Problem so gut wie gar nichts gesagt zu sein. Es handelt sich ja nicht um die allgemeine oder spezielle Anlage, um die blosse Potenz und Möglichkeit, aus welcher, mit Ausnahme der krankhaften Fälle von Unzurechnungsfähigkeit, das Leben und die sittliche Eigenentwicklung immer noch machen kann, was sie will. Sondern in Frage steht die gesicherte sittliche Wirklichkeit. Mit dem alten Bilde: Geht die moralische Errungenschaft der individuellen Vorgänger in der wesentlichen Unantastbarkeit eines Fideikommisses auf die Nachfolger über oder nicht? Hierauf antworte ich aus zwei Gründen mit Nein.

Der Erste dürfte vielleicht zunächst etwas barock erscheinen, aber trotzdem die nüchterne Beachtung verdienen. Wiederholt schon hat die ethische Wissenschaft bei diesem Problem auf eine wenn man so will fatale Einrichtung der Natur hingewiesen, welche in dem unverhältnissmässigen Vorauseilen der physischen und intellektuellen Entwickelung des Individuums vor der moralischen liegt. Wir sind als physische Menschen und wohl auch hinsichtlich der Vollenergie unseres theoretischen Geistes auf dem Gipfel und Blüthepunkt, wenn wir als moralische Wesen eigentlich noch

in den ersten Anfängen stehen. Zugegeben auch, dass wir bei normaler Lebensdauer einen wenigstens relativen Abschluss der Charakterbildung erreichen können, so kommt ein solcher just an's Ende oder wenigstens in's späte, sittlich gereifte Alter zu stehen. In Wirklichkeit freilich und bei ganz scrupulöser Fassung des sittlichen Ideals heisst es beinahe mit dem alten Griechen: „Es ist Schade, dass man alsdann sterben muss, wenn man eben angefangen hat einzusehen, wie man eigentlich hätte leben sollen“ — eine auf die hohe Schule des Lebens übertragene Erfahrung, die der ernstere Student bei seinem akademischen Lauf so vielfach zu machen pflegt. Nun fällt aber nach der Naturordnung die Geburt der Kinder vielmehr in die Blüthezeit des physischen und intellektuellen Lebens. Wie sollen sie also auf dem Weg der natürlichen Vererbung aus Fortschritten ihrer Eltern Gewinn ziehen, welche überwiegend erst nachher zu Stande kommen? In diesem Sinne ist es nicht blos ein leicht hingeworfener Scherz, dass Goethe meint: „Man könnte erzogene Kinder gebähren, wenn die Eltern erzogen wären“. Wollten wir je auch eine Vererbbarkeit der verwirklichten Sittlichkeit zugestehen, so könnte schon diese Erwägung einen Fingerzeig dafür abgeben, warum jene gegenüber dem sonstigen Fortschritt jedenfalls unverhältnissmässig kleine Dimensionen haben müsste.

Allein die durchschlagende Hauptsache ist das zweite Moment. Es giebt der eigentlichen Natur dieser Güter nach überhaupt keine Vererbung oder Uebertragung der fertigen Sittlichkeit. „Dein Herz bist du selber“; hier stehen wir so recht im Centrum der punktuellen und untheilbaren Persönlichkeit, während Kopf und Verstand unsere unpersönliche Seite sind. Jedes moralische Menschenleben, jede individuelle Charakterbildung ist der Hauptsache nach stets wieder ein Neuanfang, eine durchaus persönliche Aufgabe, die Jeder für sich zu lösen hat und die ihm kein Anderer abnehmen kann. Wie gerne würden z. B. besorgte Eltern ihren Kindern die dummen Streiche, die Fehltritte ersparen, die sie einst selbst gemacht. Aber hier gilt ja überwiegend: Erfahrung, eigener, persönlich wiederholter Schaden macht klug; die blosse Lehre aber vor der That

bleibt so vielfach in den Wind gesprochen. Oder vielmehr, um nicht selbst Moralität und Legalität zu verwechseln, die Belehrung und Unterweisung kann am Ende recht wohl Klugheit bewirken und dadurch die ausbrechende That verhüten; was aber die Gesinnung betrifft, so muss sie sich doch im eigenen Innern des Einzelnen bilden, wenn er an den Scheideweg gestellt wird; erst die Erprobung macht den Meister, welche bei jedem Individuum sich immer wiederholen muss. Es ist somit nicht abzusehen, wie für die eigentliche Sittlichkeit als strengfestgehaltene Hauptsache ein moralischer Kapitalanwachs im Fortgang der Generationen herauskommen sollte: Jeder steht, Jeder fällt ihm selber; alle Stellvertretung ist hier ausgeschlossen!

Damit ist übrigens eine gewisse Aenderung in der moralischen Physiognomie der aufeinanderfolgenden Zeitalter auch für die Individuen keineswegs ausgeschlossen. Ja, dieselbe mag sogar recht augenfällig sein, eben weil sie sich auf die Erscheinungsseite und nicht auf das tiefste Wesen des Sittlichen bezieht. Andere Zeiten bringen andere Verhältnisse in Gesellschaft und Staat, wie nicht minder in den materiellen Bedingungen unseres Daseins; damit allein schon treten neue Aufgaben an den Einzelnen heran, wie sie eine frühere Zeit gar nicht gekannt hat, und der konstante Fond guter oder schlechter Gesinnung wird desshalb nothwendig auch andere Formen seiner Auffassung suchen und finden. Insbesondere kann die oben bereitwillig zugestandene Schärfung und Verfeinerung des öffentlichen Gewissens und seiner Ordnungen nicht ohne Einfluss darauf bleiben, wie der Einzelne nun dazu Stellung nimmt.

Ich wiederhole es nochmals: In der Besserung der objectiven Moral liegt noch kein Verdienst für das individuelle Subject. Nicht blos haben wir sie pietätsvoll der Arbeit der Vorfahren zu danken, auf deren Schultern allein unsere jetzige Höhe steht, sondern es ist auch für unsere persönliche Güte noch gar nichts damit gesagt, wenn Institutionen wie Tortur oder Inquisition uns nunmehr als unbegreifliche Missgriffe des früheren öffentlichen Lebens erscheinen, wenn wir die staatliche Toleranz in religiösen Dingen als eine zwar

selbstverständliche, aber trotzdem goldeswerthe Errungenschaft betrachten. Das sind nun Alles Axiome der Zeit geworden, wie sie für unsere ringenden Vorgänger immer dringendere Postulate waren. Aber verstehen **wir** sie auch, verstehen sie nicht blos mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen? Führen wir die Toleranz nicht lediglich im Mund und acceptiren sie herzlich gerne als allgemeine Staatsordnung, namentlich auch wenn sie gerade uns zu Gute kommt, während wir sie als Individuen im täglichen Verkehr oder in weltlichen Fragen gröblich verletzen?

Setzen wir einmal den Fall, dass ein materialistisch und atheistisch gesinnter Mann der modernsten Bildung den Wunsch ausspreche, es möge wieder ein dreissigjähriger Krieg ausbrechen, in welchem die Materialisten und Naturalisten alles, was Theologe heisst oder wenigstens nicht ausschliesslich an die Materie glaubt, definitiv niederkartätschen, um endlich Frieden zu bekommen und alsdann auf dem gereinigten Felde das materialistische Prinzip der Vernunft und Liebe hemmungslos zu entfalten. Würde ein solcher Wunsch, mit klarem Bewusstsein gehegt und ausgesprochen, nicht dieselbe tiefunsittliche Rohheit verrathen, wie sie einst, nur bona oder doch meliore fide einen Tilly bei Magdeburg oder die Grossmeister der Inquisition in Spanien beherrschte? Ob die Kartätschen die Ultima ratio des theologischen oder des philosophischen und naturwissenschaftlichen Fanatismus bilden, bleibt sich jedenfalls für die Getroffenen ziemlich gleich. Was aber die Gesinnung anlangt, so stünde der Mann des neunzehnten oder nächstens zwanzigsten Jahrhunderts vollends etwa als Protestant und Materialist mit solchen Herzensgedanken weit unter einem Pedro Arbues, welchem spanischer Katholizismus der Reformationskampfeszeit die Sinne umnebelte. Ein solches — leider nicht einmal fingirtes Beispiel, dem wohl noch andere zur Seite gestellt werden könnten, beweist jedenfalls, dass es mit dem öffentlichen Fortschritt für uns Individuen noch keineswegs gethan ist, dass vielfach nur die Namen der Untugenden, ihre Gewandungen und die Koulissen wechseln, während sich in der Hauptsache doch die alte Tragödie fortspielt.

Genauer wird sich sagen lassen, dass mit dem sonstigen Fortschritt in öffentlich praktischer Hinsicht sich zugleich auch der Charakter der Einzelnen mit steigender Schärfe ausprägen wird und die sittlichen Gesichtszüge einen immer markirteren Typus annehmen müssen. Aber wohl gemerkt, das wird gleichermaassen der Fall sein im Guten wie im Bösen. Die naturalistische Keimartigkeit früherer und damit roherer Zeiten wird sich zum Menschlichen raffiniren und eben damit in wachsender Deutlichkeit die Züge des Göttlichen oder des Teuflischen an sich tragen. Denn wer wollte leugnen, dass wir Alle im Ganzen unseres Geschlechts, wie im Einzelnen die Möglichkeit zu Beidem in uns tragen?

Im Aufschwung zur grösseren Sittlichkeit des öffentlichen Geistes kann sich das Individuum gleichfalls zu einer moralischen Ausbildung erheben, wie sie in unentwickelten Zeiten jedenfalls nur seltener und ausnahmsweise vorkam. Es mag ungehemmt von Vorurtheilen, die sich früher selbst den Besten als Ballast anhängten, das Kunstwerk seines privaten Charakters in einer Feinheit und Zartheit ausarbeiten, welche dem Alterthum mit seinem mehr stofflichen Charakter noch fremd waren. Aber all das sind im Grunde genommen doch nur formale Aenderungen in der Erscheinungs- und Bethätigungsweise, welche noch keinen höheren Gesinnungswerth bedingen.

Anders wie auf theoretischem Gebiet sind in der praktischen Welt die negativen Grössen augenfälliger, als die positiven. So lassen sich auch in unserer Frage die moralischen Verschlimmerungen durch den Verlauf des Fortschritts leichter nachweisen, als die Verbesserungen, ohne dass ich sie desshalb für wirklich grösser und für etwas wesentlich Anderes, als eine Formveränderung gegen früher erklären möchte. Die ganze Ordnung des Staats- und Gesellschaftslebens, die grosse Verbesserung aller Kommunikationsmittel und Anderes machen das offen auftretende Verbrechen schwieriger. Nicht minder begegnet das konstante Böse der gemeinsamen individuellen Menschennatur in dem feiner gewordenen öffentlichen Gewissen einem grösseren Widerspruch und Widerstand. Es bricht

sich daran, aber nicht um aufzuhören, sondern um sich umzubiegen, um reflektirter, verschlossener, heimtückischer, heuchlerischer und hinterlistiger zu werden. Insbesondere ist hierfür die steigende Detailirung und Spezialisirung der Gesetzgebung förderlich, sofern die Bosheit einen Paragraphen weit leichter umgehen und verhöhnen kann, als es mit dem minder entwickelten Keim des Rechts, dem gesunden Menschenverstand und natürlichen sittlichen Gefühl möglich war. Mag in früherer Zeit mit heissem Blut mehr gemordet worden sein, als jetzt; aber in unseren Tagen geschieht es dafür mit um so dämonischerer Kälte, und wenn es geschieht, dann gleich auch mit allen Raffinirtheiten und wohlberechneten Schlichen einer Kultur- und Maschinenzeit, dann gleich auch in grossem Maasstab, dass es sich doch verlohnt und der Mühe werth ist. Ich bin überzeugt, dass sich für jedes Laster früherer Zeit, wenn es scheinbar verschwunden ist, eine Uebersetzung in's Moderne aufweisen lässt. Und meist wird die Metamorphose diese sein, dass der jetzige Typus feiner und geistiger ist. Er ähnelt mehr dem Teufel, als dem Thier, wie umgekehrt auf der Seite des Guten die weicheren Kindeszüge mehr dem gediegenen Mannescharakter Platz gemacht haben.

Auf völlig selbständigem Wege begegnen wir mit diesem Ergebniss einem genialen Wort der Bibel: „Lasset Beides mit einander wachsen bis zur Zeit der Ernte, das Unkraut und den guten Waizen". Uns scheint diess in der That die einzige Anschauungsweise, welche mit der thatsächlichen Wirklichkeit sowohl, als mit den Gesetzen der Psychologie und Moral stimmt. Wer in überspanntem Optimismus und Schwärmen für die Menschheit und ihre Ehre diess übersieht oder vielmehr nicht sehen will, der täuscht nur sich selbst und Andere. Der guten Sache aber kann allezeit nur mit nüchterner Wahrheit gedient werden. Diese nennt weiss weiss und schwarz schwarz, statt die Farbe einer Privatbrille oder des zufälligen Beliebens in diesem oder jenem Sinn auf die Welt fallen zu lassen. Immerhin kann man eine derartige Entwickelung zu grösserer Bestimmtheit und Formvollendung auch einen Fortschritt nennen; nur darf man über diesem meist im guten Sinn

verstandenen Wort nicht vergessen, dass hier der Fortschritt in zwei Linien oder nicht minder mit negativem als mit positivem Vorzeichen geschieht.

Hiermit haben wir auf unvermeidlich langem Umweg die Vordersätze festgestellt, aus welchen sich der Schluss über die Aussichten der Menschheit auf ein goldenes Zeitalter der Zukunft endlich ziehen lässt. Wir haben zu diesem Behuf nichts weiter zu thun, als den mehr abstracten Sätzen über das Wesen und die Modificationen des Fortschritts eine konkretere und zusammenfassende Anwendung zu geben. Denn dieser ist ja eben das präsumirte Vehikel oder der in unserer rein immanenten Betrachtung angenommene Weg zu jenem Ziel. Es ist nun wahr, die Prämissen sind theilweise ziemlich nüchtern ausgefallen und unsere Erwartungen für das Künftige ebendesswegen auch nicht sehr hochgespannt. Allein der Kaufmann wird ja dadurch nicht reicher, dass er im Rechnungsbuch aus seinem Kopf Nullen ansetzt, um einen glänzenden Abschluss zu erhalten. Hüten wir uns auch auf geistigem Gebiet vor dem Gründerthum und seinen Prospekten! Es ist ein Kind unserer Tage, muss also wohl irgendwie in der Luft liegen, so dass man sich vor Ansteckung in Acht nehmen darf.

b) Anwendung auf ein goldenes Zeitalter der Glückseligkeit und Tugend.

Zwei Hauptmomente begegnen uns in allen Bildern wie der schönen Vergangenheit, so der goldenen Zukunft. Es sind kurz gesagt Tugend und Glückseligkeit als Aussen- und Innenseite, die auf verschiedene Weise zu einander ins Verhältniss gesetzt werden mögen.

Bei der Glückseligkeit als demjenigen, was dem gewöhnlichen Menschen überhaupt näher liegt, wollen wir nun zuvörderst alle phantastischen Naturträumereien bei Seite lassen. Sind sie doch meistentheils ein sinnleerer Mysticismus und diess sogar im höchsten Grad, wenn man ausserhalb der religiösen Hoffnungen sich lediglich auf dem Boden der natürlichimmanenten Entwickelung hält. Woher in aller Welt soll denn da die Sympathie der unvernünftigen

Natur für irgend welche Geschichtsgestaltung kommen? Es ist beinahe, als wollten die früher erwähnten Sozialisten und Materialisten in toller Naturbeseelung gut machen, was sie dem Menschen nahmen, weil ja der platte Unglaube regulär in den Wahn des Aberglaubens umschlägt. Solche Sachen, ohne die Zuhilfenahme des göttlichen Wunders, sind wahrlich in unserer Zeit nicht mehr kindlich, wie in dem goldnen Alter der Phantasie, sondern einfach kindisch. Liesse sich doch rein naturwissenschaftlich weit eher das Gegentheil von jener künftigen Willfährigkeit der Natur behaupten und sagen, dass unsre Erde sammt dem ganzen Sonnensystem als gewordenes Gebilde sicherlich auch wieder altere und vergehe. Indess wollen wir darauf zunächst kein weiteres Gewicht legen, da es über unseren jetzigen Gesichtspunkt hinausliegt.

Nun wendet man freilich ein: Allerdings nicht das Wunder, aber die nüchterne Arbeit ist es, welche natürlich ohne jene Extravaganzen uns die Natur, sie mag wollen oder nicht, in steigendem Fortschritt dienstbar macht. Wie weit haben es schon jetzt die realistischen Wissenschaften gebracht und wie weit können sie es, nach unserem eigenen Eingeständniss von der fast unbeschränkten theoretischen Fortschrittsmöglichkeit noch bringen! An jede ihrer Entdeckungen knüpft sich eine Förderung der Technik, sie sind die Pionniere, welche uns zur vollständigen Beherrschung der Erde führen. Neue ungeahnte Schätze thun sich auf. In den Trümmern der Jahrtausende bieten sich uns Licht und Wärme. Was die Natur „ordnungsmässig“ nur dürftig producirt, das weiss die Kunst in überraschender Weise weit zu überbieten. In den kühnsten Metamorphosen muss sich schliesslich Alles den Bedürfnissen des Menschen fügen; aus dem Schmutzigsten lässt der Zauberstab der Technik prangende Farben, liebliche Düfte und Wohlgeschmäcke hervorspringen, aus Steinen heisst er Brod werden. Ist Ein Hülfsmittel nahe am Ausgeben, so weiss sie immer schon ein anderes besseres parat zu halten. Nächstens muss die Sonne selbst nicht blos Planeten im Schwung der Gravitation umwälzen, sondern hübsch ordentlich unsre Maschinenräder drehen. Warum nicht? Die Möglichkeit ist nicht zu leugnen. Was gegenüber früheren Jahrhunderten

schon jetzt geleistet wurde, eröffnet in der That eine weite Perspektive auch für künftige Erfindungen und Entdeckungen. Es wäre eine Altklugheit, die leicht beschämt werden könnte, wenn man die Grenze des Erreichbaren zu eng steckte. Aber nicht blos für das Nothwendige und Nützliche versteht der Fortschritt der Wissenschaften und die auf dem Fuss folgende technische Anwendung zu sorgen, sondern ebenso für das Angenehme und geistig Förderliche. Wie bequem und allgemein zugänglich ist heutigen Tags das Reisen, wie menschenwürdig lebhaft ist auch der schriftliche Verkehr ermöglicht. Raum und Zeit, diese Schranken des Geistes und Hemmungen seiner Universalität, wie müssen sie wenn auch nicht fallen, so doch zurückweichen und Stück für Stück von ihrer lähmenden Herrschaft abgeben!

Kann man es Angesichts von all dem leugnen, dass das Leben der Menschheit sich wirklich immer angenehmer und schöner gestaltet? Wenn es so fortgeht, woran doch eigentlich mindestens auf unübersehbare Zeit hinaus kaum zu zweifeln ist, so muss früher oder später in der That hinsichtlich der Glückseligkeit so eine Art von goldenem Zeitalter resultiren.

Wir erlauben uns bescheidene Zweifel und finden den Hauptgrund dafür sehr einfach schon in den lakonischen Worten des mosaischen Schöpfungsberichts. Dort heisst es: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und machet sie euch unterthan!" Allen den genannten Fortschritten in der Beherrschung der Erde und ihrer sicherlich nicht zu nieder anzuschlagenden Schätze korrespondirt das in genauer Wechselwirkung damit stattfindende Steigen der Menschenzahl und die schon hiedurch allein fortschreitende Steigerung der Bedürfnisse. Ich meine dabei noch gar nicht die selbstverschuldete Ueberspannung der Bedürfnisse und Ansprüche, welche freilich in Wirklichkeit eine mindestens ebenso grosse Rolle spielt und mehr als Alles andere dazu beiträgt, ihren traurigen Besitzern wie der Umgebung das Leben schwer und sauer zu machen. Nein, ich habe die völlig berechtigten und natürlichen Bedürfnisse im Auge, welche sich unvermeidlich erhöhen, wenn durch die grössere Konkurrenz der wachsenden

Menschenzahl sowie durch den damit bedingten Fortschritt der Gesammtkultur das ganze Leben auch des Einzelnen komplizirter und schwieriger wird.

Im Fortgang der Geschichte hat sich die Menschheit gezwungen gesehen, um Platz zu finden, allmählig auch die kälteren Theile unserer Erde zum Wohnsitz zu wählen. Die glücklichen Gegenden, wo noch heute die Erde „Alles freiwillig hergibt", reichten nicht mehr aus und es kamen die unwirthlichen an die Reihe, welche nur der sauren Arbeit kärgliche Ausbeute gewähren. Könnte man denn in diesen stiefmütterlich bedachten Regionen unseres Planeten überhaupt leben, könnte man wenigstens ein irgend menschenwürdiges Dasein führen, wenn nicht die Kultur mit all ihren Hilfsmitteln in die Lücke träte, wenn sie der rauhen Temperatur nicht ihre künstliche Feuerung, dem trüben Dunkel nicht ihr von der Kunst gefundenes Licht leihen würde, wenn sie nicht durch die Entwicklung aller Kommunikationsmittel für einen Ausgleich zwischen den ungleich bedachten Gegenden sorgte?

Weiterhin ergibt der Verlauf der Jahrhunderte aus äusseren und inneren Gründen mit Nothwendigkeit das stärkere Zusammenrücken der Menschen namentlich in grösseren Städten. Ich kann es nicht leugnen, mich überkommt es immer ironisch, wenn nach jeder Volkszählung eine Art von ehrgeizigem Wettrennen beginnt, welche Stadt den grössten Zuwachs zu verzeichnen habe. Rousseau war zwar ein absonderlicher Naturschwärmer und fanatischer Feind der „Gesellschaft", also namentlich auch der Grossstädte, die er als die Moloche der Landeskraft und Gesundheit bezeichnete. Aber doch liegt viel Wahres in der gelegentlichen Bemerkung seines Emil, welche er über die Rivalität von London und Paris im vorigen Jahrhundert machte und die in unseren Tagen an Berlin und Wien erinnern mag: „Wenn jene zwei Städte, sagt er, wetteifernd um ihre Grösse und Bevölkerungszahl streiten, so heisst das in meinen Augen soviel als sich streiten darüber, welche von Beiden die Ehre habe, die ungesundesten Verhältnisse zu besitzen." Denn dass wirklich viel Ungesundes und Fatales in der gar zu starken „Kapitalisirung" der Menschen, in ihrem Zusammen-

geballtwerden in den grossen Hauptstädten liegt, das lässt sich doch kaum leugnen und wurde schon von manchen hochbedeutenden Auktoritäten aufs lebhafteste empfunden. Das Leben in einer Grossstadt dürfte immerhin in gar mancherlei Beziehungen ein „Opfer“ zu nennen sein. Gewiss wird die Gewohnheit von Jugend auf Vieles davon wieder in Abzug bringen und minder empfinden lassen. Ausserdem gibt es von Haus aus Publizitätsnaturen, deren Element die unruhevolle Oeffentlichkeit der Strasse ist. Ihnen wird es leicht, dem allgemeinen Nivellement des grossstädtischen Lebens sich einzufügen und in dem breiten Strom willfährig sich mitzubewegen, besonders wenn sie allein stehen; daher die stärkere Häufigkeit sonst unmotivirten Junggesellenthums ein schon hieraus leicht erklärliches Grossstadtsymptom sein möchte. Allein gewöhnliche Menschen ohne Abstumpfung oder auch Verbildung durch übermässige Abgeschliffenheit und jedenfalls die Mehrzahl solcher, welche dem Normalstand des Familienlebens angehören, werden durch die unvermeidlichen Eigenthümlichkeiten des Grossstädtischen eine schwere Einbusse an natürlicher Freiheit und Behaglichkeit erleiden, welche doch von Extrastellungen abgesehen den Menschen auf die Dauer am glücklichsten machen. All diess nun wird durch die von der grösseren Kultur gereichten Vortheile und Erleichterungen blos ausgeglichen. In der stark bevölkerten Stadt und ihren künstlichen Verhältnissen einzig und allein mit den Hilfsmitteln des Landes und seiner naiven Zustände zu leben, wäre stark ausgedrückt eine Qual oder einfach nicht möglich.

Reichlich liessen sich diese Beispiele vermehren, bei welchen wenigstens hinsichtlich der Einbusse vorerst überwiegend auf äussere und materielle Momente, auf die Leichtigkeit oder Erschwerung des rein sinnlichen Lebens mit seinen mancherlei Bedürfnissen unvermeidlicher Art reflectirt ist.

Dasselbe ergibt sich aber für die uns hier beschäftigende Genussfrage auch, wenn wir an geistigere und ideellere Interessen allein denken. Bereitwillig haben wir es soeben selbst hervorgehoben, in welch' hohem Grad die materielltechnischen Fortschritte auch in den Dienst geistigen Lebens und Strebens sich stellen.

Wie viel leichter lässt sich heutigen Tags mit den sosehr vervollkommneten Hilfsmitteln jeder Art als Gelehrter oder Künstler u. s. w. arbeiten. Also, pflegt man den allerdings naheliegenden Schluss zu ziehen, ist es gegenwärtig und im Laufe des hierin dienenden Fortschritts immer mehr ein ganz anderer Genuss, auch auf diesen geistigen Gebieten thätig zu sein, als früher, wo es in jeder Hinsicht an den nöthigen Arbeitsmitteln fehlte. Allein bei Licht betrachtet ist die Sachlage abermals dieselbe, wie vorhin auf mehr sinnlichem Boden. Frühere Zeiten hatten viel einfachere Verhältnisse und Aufgaben, denen sie mit geringeren Mitteln recht wohl genügen konnten. Was ihnen an den Vortheilen der modernen Ausstattung abgieng, das wurde durch die Gunst der Situation aufgewogen, dass sie noch so recht aus dem Vollen und Ganzen arbeiten konnten. Ihnen hatte weder ihre Vergangenheit schon so Vieles vorweggenommen, noch verschlechterte ihre Gegenwart den Arbeitsmarkt durch hochgesteigerte Konkurrenz. Wenn die Alten z. B. mit den primitivsten und dürftigsten astronomischen Instrumenten die ersten Entdeckungsreisen in das noch wenig oder gar nicht gekannte Land der Sternenwelt machten, so war es gewiss für sie derselbe wissenschaftliche Genuss, wie wenn der heutige oder künftige Astronom auf der splendidest ausgestatteten Sternwarte viel entlegeneren und komplicirteren Problemen nachforscht, die ihm von der Vor- und Mitwelt noch übrig gelassen sind. Ich glaube nach dem früher Bemerkten weder hier noch sonst eine Erschöpfung, ein absolutes Fertigwerden fürchten zu müssen. Nur das möchte ich betont haben, dass auch für den Forschungsgenuss den Vortheilen des Fortschritts immer die entsprechenden Nachtheile sich gegenüberstellen. Der spätere Beitrag, welcher auf Grund der fertiggestellten Elemente zu geben ist, wird abgesehen von allem Andern, wie z. B. von der steigenden Zahl der konkurrirenden Mitarbeiter, schon als solcher zur immer feineren Detailarbeit. Für diese aber sind meist die umständlichste Vorbereitung, ein viel grösserer und exakterer Apparat und weit reichere Hilfsmittel jeglicher Art geradezu unerlässlich; sonst wäre sie gar nicht zu Stande zu bringen. Moderne oder künftige Förderungen und

Anforderungen, Gaben und Aufgaben der Wissenschaft oder Kunst laufen einander parallel.

Aehnlich lautet unser Resultat hinsichtlich einer andern Hoffnung, welche man zuweilen von dem unleugbaren theoretischen Fortschritt hegt, der seine Ergebnisse sogleich praktisch verwerthet. Ich meine die negative Kehrseite der bisher betrachteten Güter oder die natürlichen Uebel, wie hauptsächlich Krankheit und vorzeitigen Tod. Gerne erkennen wir auch hier gegenwärtig und für die Zukunft die dankenswerthe Vervollkommnung des Wissens und der Technik an, welche der Heilkunde zu Theil wird, indem sie wenn gleich in sehr viel langsamerem Tempo den Riesenfortschritten der Naturwissenschaften folgt. Wir sind weit entfernt, in das wiederum recht bezeichnende bittere und höhnische Verwerfungsurtheil Rousseau's über die Medicin und Verwandtes einzustimmen. Aber nach unserer ganzen bisherigen Entwicklung findet nicht minder in diesem Punkt doch nur ein Gegendruck oder eine Kontrebalance gegen die unvermeidlichen hygieinischen Missstände der steigenden Kultur statt. Ganz im Allgemeinen ausgedrückt wird durch dieselbe die körperliche und geistige Sensibilität sehr gesteigert werden, was die Menschheit weit mehr als eine unkultivirte Stumpfheit zum Kranksein und zum frühzeitigen Aufbrauch ihrer physisch-psychischen Kräfte disponirt. Um also nicht zu erliegen, sondern sich selbst gewachsen zu sein, braucht sie im Fortgang der Zeit viel bessere Unterstützung, als früher.

Sollte sich diess nicht durch die Erfahrung vollkommen bestätigen? Uns wenigstens ist nicht bekannt, dass die Menschen der Jetztzeit irgend länger leben, als die Früheren mit ihrer mangelhaften oder oft sogar verderblichen Heilkunde. Auch die Krankheiten dürften in der That nicht seltener geworden sein, wenn sie immerhin analog den Lastern ihre Erscheinungsform und Herrschaftsweise theilweise erheblich verändert haben. Fast möchte man sagen, dass sie grossentheils gleichfalls etwas disciplinirter und geistiger geworden seien. Wenn die Statistik der Gegenwart in directem Gegensatz zu optimistisch medicinischen Erwartungen und Hoffnungen sogar umgekehrt eine Zunahme der Krankheiten und

Abnahme der Lebensdauer konstatiren will, so kann ich nun meinerseits darauf auch kein zu grosses Gewicht legen; denn wie sich später noch besonders zeigen wird, dürfte gerade unsere Gegenwart kein Beobachtungsfeld sein, das für allgemeine und weitergehende Schlüsse massgebend wäre.

Vielleicht zeigen sich etwas bessere Aussichten für die Eudämonie künftiger Zustände auf geistig-sozialem Gebiet, nachdem wir von der eigenthümlichen Sprödigkeit der blossen Naturordnung weder positiv noch negativ, weder direct sinnlich, noch indirect geistig etwas herauszuschlagen vermocht haben. Denn wir fanden ja hier immer die hässliche Lebenseinrichtung, wenn man so will, dass bei den Rosen gleich die Dornen stehen.

In der That wäre ein Gewinn auf dem Felde des Menschen- und Geschichtslebens sehr hoch anzuschlagen, falls sich wirklich ein solcher finden lässt. Denn es ist zwar etwas stark ausgedrückt und in dieser Zuspitzung wenigstens aktiv verstanden übertrieben, wenn unser Dichter sagt: „Die Welt ist vollkommen überall Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“ Aber viel Wahres bleibt dennoch daran, dass „homo homini lupus“, dass der Mensch des Menschen schlimmster Feind ist, gegenüber von dem die Tiger und Schlangen und andere Bestien nicht die gefährlichsten Mitgeschöpfe sind. Mit deren allmähliger Austilgung allein würde noch lange kein Paradies geschaffen; der mosaische Dichter konnte desswegen in seinem Garten Eden eine ganze Menagerie des Thierreichs dulden; hatte er doch dafür nur Ein Menschenpaar! Jedenfalls im Ganzen genommen stehen die Natur- und Schicksalsübel beträchtlich hinter dem zurück, wie die Menschen und nur sie einander das Leben im Kleinen und Alltäglichen, wie im Grossen wechselseitig verbittern. Es mag daher die immer etwas anmassliche Altklugheit schweigen, welche mit der Natur- oder Welt- und Gottesordnung rechten will. Wenden wir statt dessen alle Kraft unserer Klagen oder Vorwürfe und noch lieber die Energie aller Besserungsversuche vornehmlich auf unser eigenes Geschlecht; denn in diesem sitzt der Hauptschaden, neben welchem alle Andern stark zurücktreten; und zugleich kann ja auf keinem Standpunkt davon die

Rede sein, dass wir es hier mit einer absolut unveränderlichen Naturpotenz zu thun haben.

Hätten wir nun früher bei der Erwägung des moralischen Fortschritts ein weniger nüchternes Facit herauszurechnen vermocht, so wäre jetzt für die Zukunft die schönste Perspektive eröffnet. Denn wenn wirklich die schimmsten Uebel aus menschlicher Schuld und Bosheit stammen, so würde mit deren fortschreitender Ueberwindung die Welt sich früher oder später recht erfreulich gestalten; die Schatten, welche auch dann noch übrig blieben, hätten nicht mehr soviel zu besagen. Allein hier ist für uns nun einmal nichts zu machen. Die schlechte, wie die gute Gesinnung als solche sitzen zu tief, als dass sie sich nicht der Berechnung wie der eigentlichen Beeinflussung von Aussen entzögen.

Mehr ist vielleicht von ihrer Erscheinungsseite in der hervortretenden That zu hoffen, womit sich allerdings die weitere Erwägung verbindet, dass es glücklicher Weise keineswegs blos die menschliche Bosheit ist, welche die Unthaten in der Welt verübt, sowenig wir gegenüber von manchen beinahe sittlichkeitsleugnenden Theorien auch unserer Zeit diess geistigste Moment des Bösen preiszugeben gesonnen sind. Bekanntlich lassen sich zwar die Individuen viel lieber für schlecht, als für dumm halten. Handelt es sich dagegen um die Kollectivgrösse Menschheit, wo der Einzelne sich in der Masse verlieren kann, so möchten Viele auf die umgekehrte Taxation als auf die allein humane dringen. Trotz aller Uebertreibung mag darin etwas Wahres liegen und wenigstens für die heraustretenden Thaten in der Welt ebensohäufig auf Thorheit als auf Schlechtigkeit rekurrirt werden. Der Kantianer Schiller sogar, dem wir gewiss keine moralische Schlaffheit und naturalistische Alleweltsvertheidigung zutrauen dürfen, meint in dieser Hinsicht einmal sehr bezeichnend: „Mit jedem Tag, den ich älter werde, wird mein Verzeichniss der Schurken — bekanntlich früher eine seiner stürmenden und drängenden Lieblingskategorien — stetig kleiner, und meine Liste der Thoren grösser“. Die wirkliche Unthat jedenfalls von gröberer und schwererer Art stösst sich ja durchschnittlich an so vielen Ecken und Hindernissen,

wie die Lüge ein Wandeln durch lauter Fussangeln ist, dass die Verübung schon äusserlich betrachtet und ohne Bornirung des Blicks auf den nächsten Moment eine schlechte Spekulation zu sein pflegt. Ehrlich und brav, das währt am längsten — diess ist gottlob sogar eine theoretische Wahrheit jedenfalls der Durchschnittserfahrung. Denn noch nie ist das Schlechte und Gemeine auf die Dauer durchgedrungen, ohne früher oder später an sich selbst zu Grunde zu gehen, wie ihm gebührt.

Man braucht also dem moralischen Standpunkt, diesem diamantenen Felsen in der Zeitmeinungen Brandung, nichts zu vergeben und vermag dennoch unsere Frage auf den Boden des theoretischen Lebens hinüberzuleiten, dessen Fortschrittsmöglichkeit sich früher als eine viel erfreulichere erwiesen hat. Vielleicht, dass dieselbe nunmehr auch unserem Fall zu Gute kommt. In Verbindung damit beschränken wir uns auf dasjenige Gebiet, welches in einer gewissen Mitte zwischen Moral und Theorie liegt und desshalb eine Beeinflussung des Handelns durch die fortschreitende Verstandesbildung zulässt. Ich meine die Vorhalle der Sittlichkeit oder die Legalität. Dieselbe ist in weiterem Sinn äussere Zweckmässigkeit oder Angemessenheit unseres Thuns theils an die positiven Gesetze, theils an die Grundverhältnisse und ewigen Bedingungen des sozialen Zusammenlebens, welche für den Erfolg des Thuns nun einmal massgebend und niemals aufhebbar sind. Für unseren nächsten Zusammenhang ist schon die Legalität von erheblicher Bedeutung; denn wir erwägen ja vorerst nur die Eine Seite im etwaigen goldenen Zeitalter, nämlich die vom Fortschritt zu hoffende Besserung in den äusseren Verhältnissen der zusammenlebenden Menschheit.

Wir fragen jetzt speziell, inwiefern die Gut- oder Uebelthaten, welche der Menschheit vom Menschen kommen, eine Steigerung resp. Minderung erwarten lassen. Gewiss wäre dabei eine sittlich gute Gesinnung als innerer Kern der sich äussernden Legalität eine höchst erfreuliche Garantie nicht blos für deren Dauer, sondern namentlich auch für die Ungetrübtheit und Rückschlagslosigkeit ihrer heilsamen Wirkungen. Stellen wir jedoch diese etwaige Kehr-

seite vor der Hand noch zurück, so wird sich schon jetzt sagen lassen, dass die Steigerung der allgemeinen Legalität einen nicht zu verachtenden Gewinn irgend welcher Art in sich schliesse. Wer mich z. B. blos hasst, aber diese Gesinnung aus dem oder jenem Grund konsequent in sich verschliesst, ohne sie durch Wort oder That zum Ausbruch kommen zu lassen, mit dem kann ich äusserlich ganz ordentlich zusammenleben, wenn wir uns auch nicht gerade als Freunde angezogen fühlen werden. Mindestens aber ist mir viel Zeit, Kraft und seelisches Interesse erspart, welche ich sonst in der Abwehr verbraucht hätte und nun auf Vernünftigeres verwenden kann.

Geben wir uns also mit einer solchen Abschlagszahlung zunächst zufrieden und acceptiren Legalität für Moralität, Klugheit und Berechnung für sittlichgediegene Weisheit. Disciplinirung im äusseren Verhalten, und stammte sie gar aus Selbstsucht und Eigennutz, mag uns vorläufig für Gerechtigkeit und Liebe gelten. Unter dieser Bedingung ist nicht abzusehen, warum wir von dem Fortschritt der Zeiten nicht das Erklecklichste sollten hoffen dürfen. Schleifen sich doch selbst die harten Kiesel im allezeit bewegten Flussbett aneinander ab. Und die Menschen sollten, wenn ihre harten Köpfe auch etwas länger brauchen, im Fortgang der Geschichte bei steter gegenseitiger Berührung nicht einen ähnlichen Schliff annehmen? Damit würde sich alsdann ein viel rationelleres, viel kollisionsfreieres Zusammensein ergeben.

Ich erinnere an die konventionellen Formen der polirten Höflichkeit beim Umgang der höheren Stände. Man wollte in jenen schon die kleine oder vorbereitende Ethik sehen, woher das Wort Etikette stamme. In der That thut sie diesen Dienst als ein feines System von Ausweichegesetzen im täglichen Verkehr. Was Zusammenstösse geben kann, ist als „anstössig“ verpönt, das Schwache wird vom Starken künstlich gehoben und geschützt, das Verletzende bleibt mindestens maskirt, damit sich sein Stachel stumpfe. Es herrscht Temperirung der Extreme, damit Jedes mitbestehen kann. Wohl fühlt man sich mannigmal versucht, das Ganze als ein System der Heuchelei zu verwerfen und von übertünchter Rohheit und

Bosheit zu sprechen. Unser Naturalist Rousseau war natürlich ein leidenschaftlicher Feind davon; aber sogar der Prophet Jesajas nimmt es einmal in sein Zukunftsbild auf, dass man in der goldenen Zeit Alles werde beim rechten Namen nennen dürfen, statt dass man jetzt so häufig in „Blumen" oder gar in konträren Gegentheilen sprechen muss. Ruhig betrachtet lässt sich dem jedoch nicht beistimmen. Gewiss liegt eine relative Gefahr der Heuchelei darin, aber eigentlich doch nur, wenn man die betreffenden Formen für mehr als instinktivkluge Konventionen nimmt. Haben sie überdiess noch einen lauteren Gesinnungskern — um so besser! Sie werden dann sicherlich auch um so schöner und natürlicher herauskommen. Wo nicht, so ist eine glatte Schaale ohne Kern für den gegenseitigen Verkehr immer noch einer rauhen und gleichfalls leeren Hülle weit vorzuziehen. Oder was hilft mich das plumpe Offenbarwerden einer rohen Gesinnung? Was schadet mir umgekehrt ihre Maskirung, sobald ich vernünftig genug bin, in diesen Dingen überhaupt nur Konventionsmünze zu sehen und keine Herzensergiessungen zu verlangen, die für die engsten Kreise vorbehalten bleiben mögen?

In dieser gewiss nicht zu hochgespannten Form lässt sich wirklich erwarten, dass die Menschen auch im grossen Ganzen bei steigender Bildung sich besser werden in einander schicken lernen. Denn es wird ihnen wenigstens für grössere Interessen doch endlich die Ueberzeugung aufgehen und allmählig zum Gemeinbewusstsein werden, dass jeder Zusammenstoss von Natur sehr seine zwei Seiten hat und gewöhnlich beide Theile zu Schaden bringt. Durch Theorie und Erfahrung belehrt, wie gebrannte Kinder, lassen sie wohl schliesslich von fatalen Experimenten ab, die noch nie geglückt sind, solange es eine Geschichte gab. Sie verabschieden am Ende die in der Probe als rein aussichtslos erkannten Chimären und schlechterdings unerfüllbaren Ansprüche, welche sich innerlich und äusserlich, aktiv und passiv nur als schädlich und unselig erwiesen haben. Denn früher oder später wird ja auch das Individuum klug; warum nicht ähnlich die Menschheit, welche wir in diesen wenigstens halbtheoretischen Fortschritts-

fragen wirklich als ein gleichfalls organisches und insofern einheitlich sich fortbildendes Ganze betrachten konnten?

Wie verschiedene Flüssigkeiten in Einem Gefäss nach langer stössiger Gährung und Durcheinanderwirbelung zur Ruhe kommen, wenn die einzelnen Theile ihren nun einmal naturgemässen Platz gefunden haben, so sollte sich ein ähnliches Arrangement allmählig auch von der Menschheit erwarten lassen. Wir können wegen der starken irrationalen Bestandtheile in unserer Natur immerhin eine Art von sozialem Darwinismus zugestehen, dessen Grundkategorien vom Kampf ums Dasein und von der Wahl ohnedem der Menschenwelt entnommen sind. Hiernach mögen auch in der Geschichte — oder vielleicht in ihr mehr als in der blossen Natur! — viele verunglückte und halbgeglückte Versuche endlich wohl auch zu verhältnissmässig haltbaren Gebilden und Ordnungen führen. Denn der Prozess ist hier doch nur halbblind, da abgesehen von einer Allvernunft jedenfalls die individuelle Menschenvernunft als Faktor mitwirkt; desshalb eben darf man meines Erachtens der Geschichte mehr immanente Eigenentwicklung zumuthen, als der lichtlosen Natur; oder es könnte die Zufalls-, resp. Versuchstheorie dort stärker betont werden, als hier.

Der Weg ist freilich weit. Denn „leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stossen sich die Sachen". Um aber das Experimentiren und blosse Klugwerden durch den Schaden abzukürzen, ja um es überhaupt in weiteren Kreisen nutzbar zu machen, bleibt trotzdem im grossen Ganzen kein anderes Mittel, als das wahrhaft fortschrittsfähige Moment, die theoretische Kultur angelegentlich zu pflegen.

Hier ist der Ort, wo die modernen Bestrebungen zur Hebung des elementaren und höheren Schulunterrichts, die Bemühungen um Volksbibliotheken und Bildungsvereine sich in ihrem vollen sozialen Werthe zeigen. Dienen sie doch mit der Zeit sicherlich dazu, durch ein grösseres Mass von Wissen und Können die Menschen für sich selbst und Andere brauchbarer und nutzbringender zu machen. In der natürlichen Begabung der Menschen werden zwar allezeit die grössten Stufenunterschiede bestehen

bleiben. Denn der materialistisch-sozialistische Rekurs auf die mangelhafte Ernährung der niedrigen Klassen erweist sich mindestens als schwere Uebertreibung und darum als schiefer Beweis. Wer weiss nicht, dass in Einer und derselben Familie bei völlig gleichen Glücksumständen die Geschwister eine oft höchst ungleiche Begabung mit zur Welt bringen? Und auf der anderen Seite sind jene Advokaten der misera plebs gegen ihren eigenen Klienten historisch ungerecht. Von jeher war der Untergrund eines Volkes die Tiefe, aus der von Zeit zu Zeit, wenn auch mannigmal durch die Zwischenstufe der mittleren Stände, die bedeutendsten Geister aufstiegen, woher frisches Blut auch geistig in die Gesellschaft kam. So lehrt Erfahrung und Geschichte. Unbeschadet aller ewigen Differenzen liegt aber in der Menschheit geistigem Fond ein reiches Kapital, das jedoch erst durch Bildung flüssig gemacht und verwerthet wird, während es Jahrhunderte lang ziemlich todt lag. Und doch dürfte es nach richtiger Nationalökonomie einen mindestens ebenso grossen Reichthum repräsentiren, als die gleichfalls oft so lange ungehobenen Schätze der Natur. Armuth aber, sagt das wahre Sprüchwort, ist eine Haderkatze. Wenn die Einzelnen in der genannten Weise in den Stand gesetzt werden, durch Erhöhung ihrer eigenen Tüchtigkeit ein besseres Fortkommen zu finden, so fällt von selbst viel Anlass zu verbrecherischen Thaten weg. Bei den besser Situirten, die ebendesshalb schon mehr zu riskiren haben, als die Menschen des Tages oder der Stunde, ergiebt sich erfahrungsgemäss eine natürliche Disciplin ihres Verhaltens, welche in der Moral so treffend als bürgerliche Ehrbarkeit (justitia civilis) bezeichnet wird. Zwar hat sie wiederum noch keinen eigentlichen sittlichen Werth, aber dafür doch einen zweifellosen gesellschaftlichen, mit dem wir uns hier begnügen.

Ausserdem lässt sich die obenerwähnte endliche Einsicht in die unabänderlichen Schranken des irdischen und geschichtlichen Lebens, die Verwerthung des reichen Experimentirfeldes und Erfahrungsgebiets Vergangenheit nur durch allgemeinere Verbreitung der Bildung hoffen. Wenn in der vorigen Hinsicht besonders die

naturwissenschaftlichen und technischen Fächer dienlich sind, so kommen hier die historischen und sozialethischen oder völkerpädagogischen, kurz die sogenannten idealen Disciplinen in hauptsächlichen Betracht, was für die Betreibung der Bildungsbestrebungen im Auge zu behalten ist. So gewiss der Mensch im Durchschnitt geborener Empiriker und diess im vollen Sinne des Wortes ist, sofern ihn erst eigene Erfahrung und persönliches Erlebniss witzigt, so gewiss behält daneben die Mittelstufe von Selbsterfahrung und reiner Theorie, das Lernen aus fremder, namentlich geschichtlichgrossartiger Erfahrung seinen nicht zu unterschätzenden Werth. Erspart es uns nicht viel, so ist doch auch das Wenige etwas, das immerhin die Mühe lohnt. Alle Arbeit auf geistigem Gebiet im Unterschied vom Maschinenwesen und der Bewältigung materieller Schwierigkeiten ist ja stets ein Säen auf Hoffnung und erfordert hohe Geduld, welche glaubt, auch ohne zu schauen. In Raum und Zeit mögen wir mit Dampf und Elektrizität arbeiten, auf dem Gebiete des Geistes aber mit jener Liebe zum Ideale, welche nimmer aufhört.

Warme Anerkennung zollen wir also den Bemühungen, durch deren Erfassung und thatkräftige Inangriffnahme besonders die Gegenwart sich auszeichnet. Damit haben wir aber wohl auch das Recht zu einigen nüchternen Einschränkungen und kritischen Zusätzen erlangt.

Im natürlichen Zusammenhang mit diesen ihren Vorzügen eignet nemlich unserer Zeit sowie einer jeden, welche sich in analoger Weise um Bildung bemüht, eine entschiedene Uebertreibung des Intellektualismus, eine Ueberschätzung und einseitige Pflege der Verstandesmässigkeit, woneben sowohl die Vernunft, als das Gefühl zu kurz kommen dürfte. Ohne uns auf diess ergiebige Thema weiter einzulassen, wollen wir nur für unseren Zusammenhang die mitunterlaufenden Irrungen hinsichtlich der Moral beleuchten. Man redet soviel von Bildung, ohne zu bedenken, was für verschiedene Dinge Kopf- und Herzensbildung sind. Oder vielmehr, indem man stillschweigend die Erste für die einzige und vollgenügende hält, versäumt man die viel werthvollere Zweite.

In feinpolirten Granitblöcken pulsirt desswegen noch kein warmes Leben. Schon Kant klagt: „Wir sind kultivirt und zivilisirt, sogar bis zum Ueberfluss, aber noch lange nicht moralisirt". Bei den Materialisten und wahrlich nicht blos bei den professionellen unter denselben kann man es tagtäglich lesen: „Erziehung, Bildung, Freiheit, Wohlstand sind die besten Moralitätslehrer. Wo sie fehlen, da ist kein angeborenes Sittengesetz im Stande, diesen Mangel auch nur annähernd zu ersetzen. Nichts aber befördert die Sittlichkeit so sehr und nichts thut dem Verbrechen einen grösseren Abbruch, als Bildung, d. h. vermehrte Einsicht des Einzelnen in die Zwecke des Staats und der Gesellschaft und vermehrte Achtung vor den Rechten Anderer, sowie vor den eigenen Pflichten."

Das Missliche in derartigen Proklamationen ist eben die fortwährende Vermischung von Wahrem und Falschem, nemlich von Verstandesbildung mit dem Erfolg kluger oder wohlanständiger Legalität und sittlicher Moralität, welche sich auf den hier nur hereingeschneiten Pflichtbegriff gründen würde. Und gegen diess X für ein U muss entschieden Einsprache erhoben werden, eben damit man uns nicht die ganze Moral zur oben geschilderten Konventionalität verflacht. Sonst meinen die äusserlich Gebildeten, mit der Arbeit fertig zu sein, wenn sie bei sich die Oberfläche und Erscheinungsform in Ordnung gebracht haben. Oder versäumt man auch an Anderen die Beeinflussung und Pflege jenes inneren Kerns, welche freilich überhaupt nur in geringem Masse möglich sein dürfte. Jedenfalls erachte ich sie wesentlich als eine Wirkung von Person auf Person; somit fällt sie dem hochwichtigen Gebiet der sittlichreligiösen Detailarbeit, insbesondere der elterlichen Erziehung anheim. Aber gerade wegen ihrer unersetzbaren Personalität tritt sie so gut wie ganz aus dem Rayon öffentlicher Einrichtungen heraus, und es kommt für sie die steigende Fortschrittsmöglichkeit der unpersönlichen Potenzen wieder in Wegfall.

Eine gewisse Mittelstellung nimmt in dieser Hinsicht die Schule namentlich als Elementarschule ein, sofern sie neben dem Lehrzweck zweifellos auch pädagogische Aufgaben besitzt und in der Person eines tüchtigen Lehrers der oft so mangelhaften häuslichen

Erziehung aufs Werthvollste nachhelfen kann. Der Zug der Zeit geht, so viel ich sehe, auf einseitige Betonung jenes ersten Moments und auf Eliminirung des Pädagogischen. Nach meiner bisherigen Ausführung kann ich nur warnen, dieser Tendenz von Staats- und Gesetzeswegen immer mehr nachzugeben und aus abstrakten, auf die Kinder nicht anwendbaren Freiheits- und Rechts- oder Humanitätsbegriffen den Lehrer mehr und mehr auf die Rolle des blos theoretischen Unterrichtens zu beschränken. Benützt der Staat oder die allgemeine Vernunft diese kostbare Zeit nicht, wo er als Stellvertreter der vielfach so unvernünftigen und gewissenlosen Eltern auch einige praktische Vormundschaft über den kleinen biegsamen Nachwuchs üben kann, dann haben wir es nur nachher zu büssen und erhalten ein zuchtloses Geschlecht, das mit vielem eigenem und fremdem Schaden erst durch das Leben erzogen werden muss. Denn die Brechung kann ja nicht ausbleiben, wenn die Biegung im rechten Augenblicke versäumt wurde. Das Leben aber mit seinen Erfahrungen ist ein viel grausamerer und herberer Pädagog, als alle Schulzucht, die man vielleicht in übertriebener Weichheit zur Unzeit fürchtete.

Im Anschluss daran wäre zu rathen, doch ja mit allem, was „aus der guten alten Zeit" noch von öffentlich pädagogischen Ordnungen und Massregeln gegenüber den Unmündigen — im weiteren Sinn — gerettet ist, sehr behutsam und konservativ umzugehen, statt in naturwidrigem Radikalismus Alt und Jung nach Einer Schablone zu behandeln. Auch in freiheitlichen Zeiten werden die Kinder noch als Kinder und Erziehungsbedürftige geboren und kommen nicht als Mündige mit dem sogenannten Naturrecht aktualisirter Selbstbestimmung zur Welt. Mag man immerhin für die Erwachsenen in fortgeschrittenen Tagen diese und jene Schranke oder sozial-ethische Vorsichtsmassregel entbehrlich finden — wir stimmen meistens zu. Aber ehe der Nachwuchs sich jene Errungenschaften des Fortschritts zu eigen gemacht hat, also gerade in der pädagogisch bedeutsamsten Zeit dürften für gleiche Verhältnisse auch im Wesentlichen die gleichen Prinzipien ihr unverändertes Recht behalten, wie sie bisher galten, wo man den hier

massgebenden Takt und gesunden Menschenverstand so gut wie die Jetztzeit besass. Die Entwicklung zum Neuen und Besseren ist gut und recht, aber nur wo sie der Natur der Sache nach hinpasst, während man sie doch wohl mannigfach im Eifer der Begeisterung abstrakt nivellirend und unterscheidungslos applizirt und damit unversehens eine Entwicklung zum Schlechteren erhält.

Doch genug mit dieser Abschweifung, welche nur gegenüber der Ueberschätzung zugleich auf eine entschieden bedenkliche Seite der theoretischen Bildungsbestrebungen bindeuten wollte. Im Uebrigen gebe ich immerhin zu, dass der Kopf seiner Natur nach derjenige Punkt ist, an welchem in der Form öffentlicher Einrichtungen oder dauernder Gesetzesordnungen die Hebel des Gesammtfortschritts angesetzt werden können und müssen. Herz und Gemüth dagegen müssen der Privatthätigkeit überlassen bleiben, welche gar nicht oder doch viel weniger kontrollirbar ist. Nur auf das erstere Gebiet und seine muthmasslichen Erfolge kann sich daher auch eine annähernde Berechnung mit einiger Aussicht auf Sicherheit einlassen.

Unsere dortige Hoffnung, dass im Lauf der steigenden Bildung und Einsicht die Menschen sich mehr und mehr ineinander finden und fügen werden, dürfte nun Manchem zwar nicht inkonsequent erscheinen; denn sie ergibt sich aus den hinreichend vorsichtig gefassten Prämissen. Wohl aber möchte sie gar zu optimistisch und zuversichtlich klingen, selbst wenn man sonst dem Fortschrittsprinzip huldigt, doch ohne seine Konsequenzen ernstlich auszudenken. Wenn nun aber gar vollends die Hauptgegeninstanz dieses Vertrauens, welche Jedermann vorschweben muss, eben zu seiner Bestätigung beigezogen wird? In der That wage ich es, den kleinen Krieg der täglichen sozialen Plänkeleien, jenes „bellum omnium contra omnes“ ins Grosse zu übersetzen, wie einst Plato die Gerechtigkeit des Individuums aus der Frakturschrift des Staats als des Menschen im Grossen zu entziffern sich bestrebte.

In allen Bildern des goldenen Zeitalters macht der „ewige Friede“ oder das endliche Aufhören der eigentlichen K r i e g e einen so stehenden Zug aus, dass wir unmöglich daran vorbei gehen

können. Diess um so weniger, als gerade die weltlichen Vertreter des Chiliasmus sich schon zu verschiedenen Zeiten an jenes Problem gewagt haben. Ich nenne nur als die bekanntesten den Abbé Saint Pierre, Rousseau und vor Allem den grossen Kant. Mit dem stolzironischen Wort: „Auch die Philosophie hat ihren Chiliasmus", wagte es der Letztere in einem so ungünstigen Zeitpunkt, wie es das Jahr 1795 war, dennoch die Schrift „Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf" in die kämpfereiche Welt gehen zu lassen. Und mit dem berechtigten Trotz oder vielmehr mit dem gläubigen Kraftgefühl des ächten Idealismus fertigt er die prosaischungläubige Blasirtheit ab in der lebensvollen Schrift: „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis".

Was sollen wir viele Worte darüber verlieren, dass der Krieg eines der grössten und doch nur selbstverschuldeten Uebel sei, das die Menschheit kennt? Wenn der natürliche Sinn des Menschen im Kleinen überall auf Erhaltung, Ordnung und Erwerbung ausgeht, so lässt sich an und für sich keine grössere Begriffswidrigkeit denken, als All diess im Grossen auf den Kopf zu stellen. Hab und Gut, Menschenleben und Gesundheit, ja unleugbar auch das höchste Gut der Moralität werden in jener Verkehrtheit unmittelbar und mittelbar aufs Schwerste geschädigt.

Sind wir aber mit diesem allerdings unvermeidlichen Zugeständniss ins Lager der Elihuburitte und ähnlicher absoluter Kriegsgegner übergegangen? Das noch lange nicht! Denn mit jener Behauptung vereinigt sich widerspruchslos die andre Ansicht, welche nicht minder lebhaft für das relativ Nothwendige und Werthvolle des Kriegs plädirt. Gewöhnlich lehnt sie sich an Hegels schwungvolle Apologie desselben an, wenn er zeigt, wie derartige Gewitter bei allem Zerstörenden doch zugleich luftreinigend und erfrischend, somit überwiegend wohlthätig wirken. Eine Bluttaufe sei der Menschheit oder einzelnen Völkern von Zeit zu Zeit nöthig, damit sie nicht im Sumpfe der blos materiellen Strebungen ersticken, sondern Licht und Luft höherer Interessen sich bewahrt sehen. Wir sind damit im Wesentlichen ganz einverstanden und spüren in

dieser angeblich blutdürstigen oder doch leichtsinnigen Staatsphilosophie des grossen Denkers mehr gesundes männliches Mark, als in den ausschliesslichen Wehklagen der Gegner. Trotzdem möchten wir jenes „von Zeit zu Zeit", sowie überhaupt die ganze pädagogische Bedeutung des Kriegs etwas genauer und vorsichtiger bestimmt wissen.

Letztere sehen wir kurz gesagt darin, dass der Krieg auf Seiten der Unterthanen mehr und mehr opferwilligen Regierungs- und Staatssinn, auf Seiten der Obrigkeit aber einen immer feineren und rücksichtsvolleren Unterthanensinn heranbildet. Denn um die politische Beziehung auf und ab dürfte es sich beiderseits wesentlich handeln. Gewiss liegt eine tiefe Wahrheit in der Mahnung, welche uns die Weisesten aller Zeiten geben, das Herz und innerste Lebensinteresse nicht an die vergänglichen Güter zu hängen und mitten schon im Besitz innerlich zum Verlust bereit zu sein. Nur dann treffe er uns nicht allzuschwer und zerschmettre nicht unser innerstes Selbst, wenn wir dieses von Anfang an seinen Angriffen entzogen haben. Allein für die Bildung dieser rein persönlichen Gesinnung und richtigen Anschauung über die Nichtigkeit des Irdischen und Dinghaft-Materiellen bietet doch wohl das gewöhnliche Leben auch ohne Krieg hinreichende Unterrichtsmittel für Jeden. Ob wir hören oder nicht hören wollen, fühlen müssen wir Alle und können uns also jenen tiefsten Kern der Weltweisheit, ich möchte es den metaphysischen Opfersinn nennen, recht wohl zu eigen machen. Nun handelt es sich aber darum, dass wir nicht blos der Natur- und Weltordnung den unvermeidlichen Tribut ruhig bezahlen; sondern wir müssen auch der sittlichen Macht des Staats und der Gemeinschaft willig Opfer bringen lernen, schon um zu danken für alle Förderung, die der Einzelne durch sie empfängt. Hiefür jedoch dürfte es mindestens auf lange hinaus keine Schule geben, die an einschneidender Kraft und handfester Pädagogik sich mit dem Kriege als eminentester Staatssache messen könnte.

Mit gutem Recht wird schon der Friedensdienst im Heer, soviel Zeit und Kraft er absorbirt, als hochbedeutsame Disciplin gerühmt; und das geschieht bekanntlich auch von Auktoritäten ersten Rangs,

deren edler Geist und glänzende strategische Erprobung sie hoch über den Verdacht eines kleinlichen Sinns für sog. Gamaschendienst erhebt. Das ächte Heer dürfte gerade auch für unsere Frage eine der besten Fortbildungsschulen sein, in welcher noch Manches nachgeholt wird, was zu Haus und in der Volksschulzeit an Zucht und Ordnungsgewöhnung versäumt wurde. Es wird diess zum Theil etwas herber empfunden werden; aber warum hat man das Nöthige zur rechten Stunde vernachlässigt? Es ist eine alte Sache, dass Hans das Lernen schwerer hat, als Hänschen. — Selbstverständlich ist der wirkliche Krieg mindestens für die unmittelbare Empfindung und für weitere Kreise eine noch viel tiefer eingreifende „Krisis", eine Scheidung des gemeinen Egoismus, der sich am Staate in guten Tagen nur wärmt, um ihn im Unglück soweit als möglich im Stich zu lassen, und des edlen Sinnes, der mit seinem Volke und Fürsten die schlimmen Tage so gut, wie vorher die glücklichen opferbereit theilt. Und nicht blos eine solche Krisis oder ein Probirstein des schon vorhandenen Sinnes ist er, sondern mit seiner aufrüttelnden Macht bildet er zugleich eine Schulung der Unentschiedenen zum rechten politischen Sinn, eine Probe, an der die schlummernde und in gewöhnlichen Zeiten oft so tiefverborgene Idealkraft der Seele gegenüber der Gesellschaft erwacht und sich stärkt.

Auf der andern Seite liesse sich ebenso zeigen, wie der Krieg als möglicher oder wirklicher ein sehr werthvolles Moment ist, um bei der Obrigkeit den feineren Sinn für die Unterthanen zu entwickeln. Es scheint das zunächst paradox, aber auch nur zunächst. Eine bekannte Erfahrung lehrt, dass die Soldaten von ihren Offizieren im rauhen Kriegslager ziemlich humaner behandelt zu werden pflegen, als sonst wohl. Es wäre mindestens in vielen Fällen unrichtig und unpsychologisch, diess aus prosaischen Klugheitsrücksichten, wo nicht gar aus Furcht abzuleiten. Vielmehr ist es das in der Noth erwachende ganz lobenswerthe Gefühl der tiefen Solidarität, der wesentlichen Gleichheit in Gefahr und Tod, was die sonstigen Schranken mildert. Man kommt auch ohne Selbstsucht zur Erkenntniss, wie sehr man gegenseitig auf einander

angewiesen ist. Und von diesem Gesichtspunkt aus möchte ich meinen obigen allgemeineren Satz über die Wirkung des Kriegs auf die Obrigkeit betrachtet wissen. Blut ist ein ganz besonderer Saft, der jedenfalls im gerechten Krieg zum gewaltigen Kitt von Fürst und Volk wird, und diess nicht blos einseitig, wie oben schon ausgeführt wurde, sondern in schöner Gegenseitigkeit. Ausserdem ist ja nicht zu leugnen, wie vollends in früheren Zeiten absolutistischer Regierungsweise vornehmlich die Rücksicht auf den Krieg und dessen finanziellen Kardinalpunkt die Pflege und Beförderung von Handel und Gewerbe, ja sogar von Kunst und Wissenschaft selbst da veranlasst hat, wo für diese Friedensbestrebungen um ihrer selbst willen weniger Sinn vorhanden gewesen wäre. Man denke nur an das Zeitalter Ludwigs XIV. und frage sich, was denn damals wenigstens zuerst der Haupthebel des materiellen Aufschwungs in Frankreich gewesen ist. Um aber in jenen Hinsichten eine geldbringende Blüthe zu erzielen, musste nolens volens sogar manche freiheitliche Konzession gemacht werden. Man wird es vielleicht barock finden, dass der äussere Krieg je für die innere Freiheit eine Gasse gemacht haben soll. Jedoch in seiner dämonischen Natur liegt nun einmal viel Verwandtschaft mit jener Kraft, die das Böse will und das Gute schafft. Was bisher vornemlich über den Krieg nach Aussen oder mit fremden Staaten gesagt wurde, das lässt sich mit einigen Aenderungen auch auf den inneren oder Bürgerkrieg anwenden, in welchem einfach ein sonst einheitlicher Staat zeitweise oder definitiv in zwei Hälften oder zwei Staaten zerfällt.

Fassen wir das Bemerkte zusammen, so glauben wir in der That mit Recht seine sittliche Hauptbedeutung in der Pädagogie zum lebendigen, Alles durchdringenden Staats- und Gesetzesbewusstsein oder auch zum rechten Gesellschaftssinn überhaupt sehen zu dürfen. Es ist diess keine kleine Errungenschaft, darum braucht sie auch gehörige Zeit. Wie Recht auch Aristoteles mit seinem bekannten Satz vom Menschen als geborener Staatswesenheit hat, so wenig darf übersehen werden, dass tief in unserer Natur auch der entgegengesetzte selbstsüchtig ungesellige Zug lebt. In dieser

Beziehung dauert desshalb die Schulzeit der Menschen Jahrhunderte, wo nicht Jahrtausende lang; und leider kennt die Pädagogik der Geschichte vorerst jene Humanität nicht, welche den Stock völlig aus der Klasse verbannt; höchstens dass sie ihn in mehrfacher Beziehung kürzt und sonst regulirt.

In der That scheint mir die Synthese der bisherigen Gegensätze von der Unvernunft und vom Werth des Kriegs kurzgesagt in der Betonung seiner pädagogischen Bedeutung zu liegen. Jede Erziehung hat die Aufgabe, sich selbst überflüssig zu machen und den Zögling zur Mündigkeit zu führen. Sollte diess nicht auch hier möglich sein? Können wir uns nicht eine Stufe politischer Durchbildung denken, die auf sich selbst steht und keiner so rauhen Nachhülfe mehr bedarf? An der nothwendigen Bethätigung des Gemeinsinns fehlt es auch dann nicht, wenn die kriegerischen Opfer in friedliche, wie der soldatische Heerdienst in ein durchgeführtes System der Selbstverwaltung mit unbesoldeten Ehrenämtern umgesetzt wird. Ich glaube z. B., dass man bei der Beurtheilung unserer kulturgeschichtlich so werthvollen angelsächsischen Vettern jenseits des Kanals doch nicht ganz das Richtige trifft, wenn man ihre relativ hohe Freiheit von Kriegen einzig nur auf das Bollwerk ihrer insularen Lage schiebt. Beinahe möchte ich sagen, dass sie sich durch ihren bekanntlich soviel höher entwickelten Staats- und Gesetzessinn bei der Lehrmeisterin Weltgeschichte bereits einige Dispensation von den kriegerischen Lehrstunden verdient haben, die uns Anderen noch weit weniger erspart bleiben können.

Der Hintergrund unserer persönlichen, aber absichtlich zurückgestellten Ueberzeugung von einer Vernunft des Welt- und Geschichtslaufs über allen individuellen Vernunftpunkten hat uns unversehens in seinen Bannkreis gezogen und zu einer Redeweise veranlasst, welche die Begriffe Geschichte, Natur, Entwicklung u. A. beinahe hypostasirte und ihnen rationale Zweckmässigkeit beilegte. Es ist ja auch so schwer, wo nicht unmöglich, den aetiologischen Avers der Welt von ihrem teleologischen Revers zu trennen, oder von der rein natürlichen Betrachtung nicht in die höhere geistige abzuschweifen. Kehren wir indess wieder auf den ganz soliden

Boden völlig mystikfreier Anschauung zurück, welche nur die Menschen als bewusste Individualwesen in Rechnung nimmt und operirt, als ob sie allein die ganze Weltgeschichte machten. Begnügen wir uns zur leichten Andeutung des Zurückgeschobenen mit dem so dehnbaren Worte, das unser Meister Kant in seinen hiehergehörigen Untersuchungen wiederholt anführt: „Fata volentem ducunt, nolentem trabunt".

In Wahrheit lässt sich auch auf dieser Linie unser Ziel erreichen oder der Nachweis führen, dass ein endliches, beinahe komplet zu nennendes Aufhören der Kriege keineswegs zu den phantastischen Undenkbarkeiten gehört. Woher soll es aber kommen? Am einfachsten wäre diess beantwortet, wenn wir eine steigende moralische Besserung, ein beständiges Schwächerwerden der menschlichen Selbstsucht als allgemeine Errungenschaft im Fortschritt der Zeiten annehmen dürften. Aller Krieg und Kampf Aussen und im grossen Massstab ist schliesslich nichts als die verstärkte Abspiegelung des friedlosen Zustands in unserem Inneren. Herrschte hier Ordnung und Harmonie, so würde sich dasselbe auch im Verkehr mit andern Menschen und Völkern ergeben. Allein wir haben uns ja jene Antwort längst selber abgeschnitten. Auf Grund der allgemeinen Erwägungen, von denen wir ausgiengen, liess sich auf einen solchen Fortschritt der Gesinnung zum Mindesten nicht rechnen, da mit jedem neuen Individuum in der Hauptsache der alte Faden abgerissen ist und ein frischer beginnt.

Diess nöthigt, auch bei der steigenden Entwicklung des Staatssinnes und der politischen Bildung, welche wir vorhin als Friedensbedingung betonten, noch eine Klausel anzubringen. Die dort erwähnte Aufrüttelung der Gleichgültigkeit oder blasirten Selbstsucht durch des Krieges Noth mag bei dem unmittelbar betheiligten Geschlecht immerhin sogar eine sittlich erfrischende und moralischbessernde Wirkung ausüben. Aber auf deren Vererbung und Aufspeicherung können wir nach den alten Grundsätzen nicht zählen; „Begeisterung ist keine Häringswaare, die man einpöckelt auf einige Jahre", diess treffende Realistenwort gilt schon innerhalb des lebenden Geschlechts, wie vielmehr bei dem Fortgang

von Einer Generation zur andern; und leicht liesse sich eine Fülle geschichtlicher Beispiele aus der Nähe oder Ferne in Raum und Zeit als schlagender Erfahrungsbeweis beibringen. Wir müssen also wiederum den Staatssinn, wenn er eine erbliche und damit wachsende Grösse sein soll, aus der Sphäre der moralischen Gesinnung und ächten Sittlichkeit in diejenige der verständigen Einsicht und instinktiven Sitte oder Gewöhnung verlegen. Als eine solche Schaale, bald mit bald ohne Kern, können wir ihn alsdann mit einiger Sicherheit sich steigern lassen, wofür uns wiederum die Geschichte Belege gibt. Aber auch schon in dieser Form dient er unserem nächsten Zweck. Je lebendiger er in einem Volksbewusstsein lebt, je mehr er zu einem öffentlichen Axiom geworden ist, desto stärker ist ein Staat nach Innen und Aussen, desto weniger hat er innere Zwistigkeiten oder äussere Angriffe zu fürchten oder auch nur zu erwarten. Denn man pflegt in der Welt der grossen wie der kleinen Verhältnisse überwiegend nur den Schwachen anzugreifen. Wo man des energischen Widerstands und Gegenschlags zum voraus sicher ist, bleibt es gewöhnlich ruhig. So vikarirt in der gemeinen Wirklichkeit die Selbstsucht für die Liebe, die berechnende Klugheit für die edle und gerechte Gesinnung, wesshalb die religiöse Phantasie mit Recht auch den Teufel als ein Werkzeug Gottes darstellt. Im gleichen Sinn macht Kant einmal einen für die Geschichtsphilosophie überaus treffenden Vergleich, wenn er auf das Wachsthum der Bäume hinweist. Am höchsten, schlanksten und geradesten werden diejenigen, welche im Walde bei einander stehen. Denn indem jeder dem Nachbar Licht und Luft abzusperren sucht, werden sie alle in die Höhe getrieben, während der völlig isolirte Baum in der unbeschränkten Willkühr seines Wachsthums leicht krumm und eigensinnig knorrig wird. So muss Kampf und Streit gerade zum Guten ausschlagen.

Ganz in derselben Weise lässt sich die endliche Friedenshoffnung noch durch eine Reihe anderer spezieller Momente stützen und zeigen, wie die Menschheit höchst wahrscheinlich noch einmal friedlich werden wird, zwar voraussichtlich nicht aus Tugend und

überströmender Humanität der Einzelnen, wohl aber aus Verständigkeit und namentlich aus ökonomischem Zwang.

Besonders in letzterer Hinsicht leuchtet ein, wie der Krieg wieder als Dämon allmählig selbst den Krieg austreibt und verschlingt. Denn Mars wird ganz einfach durch seine immer schwerer werdende Rüstung zu Boden gedrückt. Er mag von Natur noch so athletisch gebaut sein: ausserhalb der Mythologie bleibt er ein menschliches, also irdisch beschränktes Wesen, dem es am Ende doch zu viel wird. Mit jedem Fortschritt sowohl der Menschenzahl, als auch namentlich der Technik steigern sich die militärischen Anforderungen und Lasten, um im Frieden mit seiner steten Bereitschaft fast noch schwerer zu drücken, als wenn endlich die schwüle Athmosphäre sich in einem Krieg entlädt. Wie häufig ruiniren sich Private, indem sie im Haschen nach dem Schein einander wetteifernd im Luxus überbieten, bis die überspannten Kräfte zusammenbrechen. Sachlich dasselbe, wenn auch aus bitterem Ernst und überwiegend nicht des eitlen Scheins halber thun aber auch die Staaten in der athemlosen Konkurrenz ihrer militärischen Rivalität. Es ist das fatale Gesetz der kommunizirenden Röhren, das die Säule in Einem Glas nicht steigen lassen kann, ohne sogleich im Anderen nachzudrücken! Typisch für diess chikanöse Alterniren und beinahe wie eine Ironie des Weltgeists ist z. B. der Wettlauf der Panzerplatten an unseren Kriegsschiffen mit der artilleristischen Technik, welche letztere aber stets den Vortheil festeren Bodens hat und desshalb der Gegenseite doch stets überlegen ist. Es kann kaum mehr lange anstehen, so sinken unsre Panzerschiffe dahin, weil sie ihre eigenen Platten nicht mehr tragen können; sie enden im Fortgang der Zeit an Hypertrophie!

Quousque tandem? möchte man überhaupt mit Cicero's katilinarischem Stossseufzer ausrufen. In dieser fortwährend steigenden Proportion kann es nun einmal nicht für immer fortgehen, oder die Menschheit ruinirt sich unausbleiblich, da sie mit endlichen Fonds zu wirthschaften hat. Auch das System der Staatsschulden schiebt, jenachdem es betrieben wird, die Sache nur auf die lange Bank, um schliesslich mit Bankrott zu enden und hier früher, dort

später einen Umschlag zu erleben. Denn die Fachwissenschaft mag sagen, was sie will: etwas total anderes als die Privatwirthschaft und ihre Gesetze ist auch die Oekonomie der Staaten nicht, nur dass hier Alles viel grössere Dimensionen und besonders weit umfassendere Zeiträume hat, in denen sich das Soll und Haben abspielt. Wie bedenklich sprachen sich desshalb schwerwiegende Stimmen aus, als jene Auskunft in der Form des Papiergelds zu stärkerer Verwendung zu kommen begann. Der ebenso scharfsinnige Philosoph als Historiker und Nationalökonom Hume, ein vertrauter Freund A. Smiths, kann nicht eindringlich genug vor dem Leichtsinn warnen, den er darin sehen zu müssen glaubt, und vergleicht die Sache, wo sie in steigenden Proportionen betrieben wird, kurzweg mit einem tollen Spieler und seinem verzweifelten va banque! Die lebende Generation mache — was freilich unter Umständen ganz richtig sein kann — bei der Zukunft Anlehen, statt aus der gegenwärtigen Arbeit und den Erträgnissen der Vergangenheit zu zehren. Alle Sorgen, wie es später sein und kommen werde, schüttle sie ab mit dem frivolen Trost: Après nous les déluges. Dieselben Warnungen finden sich bei Kant; und endlich wird, um noch einen dritten Weltkundigen anzuführen, die Papierwirthschaft von Göthe im Faust geradewegs gegeisselt als verrückter Fasching unter mephistophelischer Assistenz.

Hüten wir uns also jedenfalls vor einer gar zu optimistischen und zuversichtlichen Ueberschätzung jenes künstlichen Hilfsmittels, dessen bei mässiger Benutzung so zweifellose Brauchbarkeit und Tragkraft offenbar doch nur eine beschränkte sein kann. Und so wenig ich sonst ein Freund der Sozialdemokratie bin, glaube ich doch bei ruhiger Betrachtung, dass sie nicht ganz ohne richtigen Instinkt vornemlich auch an diese Thüre des „Militarismus" pocht. Ob die rechte Zeit schon gekommen ist, wäre freilich eine ganz andere Frage, die wir entschieden verneinen. Aber wann wäre je die Uhr des Weltgeistes mit den Privatuhren der Individuen gleichgelaufen? Trotzdem bleibt es sachlich wahr: Je zahlreicher die Menschheit wird, je mehr in dem früher zugestandenen Fortschritt ihr Horizont sich erweitert und damit auch die zweifellos

berechtigten Ansprüche und Bedürfnisse — neben der Unmasse fingirter und unerfüllbarer — wachsen, desto weniger ist unser Geschlecht in der Lage, Kraft und Zeit, verkörpert im Geld, zu anderen als friedlichen Zwecken zu verwenden. Wir müssen uns konzentriren, müssen mehr und mehr solche kostspielige Allotria aufgeben; denn die Familie mehrt sich, wächst heran und braucht desshalb viel mehr, als in den Kinderjahren. Ob also nicht doch wenn gleich in ferner Zukunft das Kriegs- und Militärwesen sich eben an der allen Kulturvölkern so gemeinsamen sozialen Frage und an ihren trotz Allem nicht gänzlich unberechtigten Seiten mehr als an Anderem brechen dürfte?

Verwandt mit dieser finanziellen Seite ist ein zweites Moment, das auf die Beschränkung des Kriegs nicht ohne Einfluss bleiben kann. Indem wir auf die steigende Feinfühligkeit der moralischen Menschenseele keine Luftschlösser bauen wollen, so ersetzt sich diess für die nüchterne Praxis recht ordentlich durch die wachsende Sensibilität dessen, was bei so Vielen an der Stelle des Herzens und Gewissens sitzt — ich meine die Börse und den Verkehr des internationalen Geldmarkts. Je mehr alle Kommunikationsmittel zunehmen, je mehr Handels- und Geschäftsverbindungen alle Fernen verbinden, desto empfindlicher wird aus lediglich materiellen Gründen das Gemeingefühl im Menschheitsorganismus, und seine Glieder lernen sich mehr und mehr als solche fühlen, denen Freud und Leid gemeinsame Erlebnisse sind. Wie Manche können es bereits heutzutage nicht mehr mit dem ungemischten Behagen des Faustischen Philisters hören, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker auf einander schlagen“! Die Telegraphendrähte mit ihren Kursnachrichten allein schon sind zu sensitiven Nervenfäden der Menschheit geworden. Und wie dichtbevölkerte Städte mit Nothwendigkeit zu wohlorganisirten Löschanstalten und Feuerwehren fortschreiten, so nimmt auch unsere Diplomatie aus purem Selbsterhaltungstrieb mit der Zeit immer stärker diesen „humanen“ Charakter an und thut des eigenen Nutzens halber, was sie aus Tugend sehr wahrscheinlich nicht thäte.

Noch andre positivere Umstände wirken zum gleichen Ziele

mit. Der Fortschritt der Freiheit in der Geschichte ist unverkennbar. Je mehr aber ein Volk in seinen eigenen Angelegenheiten mitsprechen darf, desto geringere Wahrscheinlichkeit haben vermeidbare Kriege desselben; und die Völker wissen wohl, warum! Wie ganz anders in absolutistischen Zeiten mit ihren ebendesshalb so zahlreichen Haus- und Dynastenkriegen. Kant führt „zum ewigen Frieden“ die hübsche Anekdote an: „Ein bulgarischer Fürst antwortete einmal dem griechischen Kaiser, der den Zwist mit ihm nicht durch Vergiessung des Blutes seiner Unterthanen, sondern gutmüthiger Weise durch einen Zweikampf abmachen wollte: Ein Schmied, der Zangen hat, wird das glühende Eisen aus den Kohlen nicht mit den Händen herausnehmen“. Eine solche sehr praktische Gesinnung beseelte bekanntlich einst vornemlich den grossen Kriegshelden Ludwig XIV., der es liebte, nur den Aus- und Heimmarsch seiner Heere mitzumachen, um in der Zwischenzeit sich zu Haus angenehmer zur divertiren. Und auch hierin suchten es ihm seine leidigen Nachäffer gleichzuthun, eine wenig fürstliche Gesinnung, gegen die der grosse König, Feldherr und Philosoph von Sanssouci in seinem prächtigen Antimacchiavelli sich nicht herb und verachtungsvoll genug aussprechen kann. Wohl uns, dass ein solcher Mann dem traditionsfesten Hause der Hohenzollern für die ferne Zukunft sein Gepräge gab! Sehen wir aber auch davon ab — denn wir reden ja nicht von Deutschland allein — so verwandelt sich nothwendig durch die freiheitliche Mitbestimmung der Völker verbunden mit dem hochidealen Friedensinstitut der allgemeinen Wehrpflicht der Krieg mehr und mehr in ein wirkliches Duell der Völker selbst, das sie mit all seinen immer tiefer eingreifenden Schädigungen so ziemlich in der eigenen Hand haben, also wohl mit der Zeit so gut wie ganz bleiben lassen werden. Wer wollte auch wissentlich sich selbst so schwer schädigen, wenn ihn Niemand dazu zwingt? Das hiesse man beim Individuum Tollheit und Selbstmordsmanie, die denn doch bei den grösseren Komplexen der Menschheit schwerlich anzunehmen sein wird.

Endlich ist noch darauf hinzuweisen, dass sich im Lauf der Geschichte die grösseren Nationalitäten steigend konsolidiren, während

abgesprengte Trümmer sich in ihr unvermeidliches Schicksal ergeben. Eine solche Gestaltung der politischen Karte ist aber das allein Natürliche und Vernunftgemässe, während die Vertheilung grösserer Länder und Nationalitätsgruppen nur nach positivem Recht, resp. in der dinglichen Erbschaftsform der alten persönlich-dynastischen Interessen etwas auf die Länge Unhaltbares an sich hatte. Ich erinnere an das frühere Bild der Gährung und Mischung verschiedener Stoffe. Eine Reihe von Kollisionen und Kriegen war daher auch oder ist noch nöthig, bis sich das Verwandte und Zusammengehörige aus der Staatenmischung zusammen gefunden hat oder bis das Vernunftrecht mit dem positiven stimmt.

Nehmen wir all diess zusammen, so kann es denn doch nicht mehr als blosse Chimäre verlacht werden, wenn man die Hoffnung eines endlichen Sichverlierens der Kriege hegt. Ich weiss wohl, dass es vorläufig noch die Meisten mit dem bei Kant angeführten holländischen Wirthe halten, der auf sein Schild vielverheissend schrieb: Zum ewigen Frieden! Aber darunter war ein Kirchhof gemalt. Indessen giebt mir die peinliche Nüchternheit meines obigen Beweises dennoch den Muth, ohne Furcht vor dem berechtigten Vorwurf der Phantasterei auf dem erzielten und überdem aus Vorsicht stets noch relativ gehaltenen Resultate zu beharren. Es wird gewiss noch einmal eine Zeit kommen, wo die Streitfragen der Völker so gut wie gar nicht mehr durch Faustkampf entschieden werden; denn das bleibt der Krieg trotz aller Technik und allen sich einschmeichelnden Klauseln des Völkerrechts. Die meisten Differenzen der Völker sind civilrechtlicher Art oder werden es doch immer mehr; warum also nicht den Weg des Prozesses und Schiedsgerichts für sie wählen, warum nicht eine Vernünftigkeit im Grossen üben, die in kleineren Verhältnissen längst eingeführt ist, nachdem auch letztere das Faustrecht zur Vorstufe gehabt? Die Anfänge dazu sind sogar in der Gegenwart bereits gemacht; ich möchte aber schon das uralte Völkerrecht überhaupt, das unter höher stehenden Nationen nie gefehlt hat, als die stillschweigende Anerkennung und Abschlagszahlung unseres Postulats betrachten. Die seither noch fehlende Zwangsgewalt seiner um-

fassenden Realisirung wird durch den Druck des geschichtlichen Fortschritts und die wachsende menschliche Allgemeinklugheit schon noch beschafft werden. „Fata volentem ducunt, nolentem trahunt!“ Erst dann ist die Menschheit auch auf der Stufe des Völkerverkehrs aus dem Stand der Brutalität in den der Legalität übergetreten, mit welch' letzterem Ersatz der durchgängigen Moralität sich unsre nüchterne Rechnung ja fortwährend begnügt.

Kaum ist es nöthig, dass ich mich noch einmal zusammenfassend gegen die bereits gestreiften Missverständnisse dieser kühnlautenden Zukunftshoffnung wende. Wer fragen wollte, wann denn genau die Kriege aufhören werden, der wäre an die chiliastischen Arithmetiker zu verweisen, von denen früher die Rede war. Soviel jedenfalls ist Angesichts der Wirklichkeit sicher zu sagen, dass wir gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht sehr weit über die Stufe hinausgekommen sind, auf welcher der Dichter am Eingang desselben schmerzlich rief: „Edler Freund, wo öffnet sich dem Frieden, Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort? Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden, Und das neue öffnet sich mit Mord!“ Ausserdem aber wurde bereits in teleologischer Wendung darauf hingewiesen, dass wir noch gar kein Recht zum Aufhören der Kriegszucht haben. Die verschiedenen heilsamen Folgen derselben müssen erst der civilisirten Menschheit in Fleisch und Blut übergegangen sein, ehe die Geschichte ihre Ruthe niederlegen kann. Insbesondere muss — und diess gilt vornemlich auch von uns Deutschen — das Staatsbewusstsein nicht blos als nach auswärts gekehrter Patriotismus, sondern namentlich zugleich als Gesetzes- und Staatssinn im Inneren noch eine ganz andere Höhe oder Tiefe erreicht haben, als dermalen schon der Fall ist. Auch der „ewige Friede“ der Völker fällt nicht vom Himmel, sondern will erarbeitet und verdient sein.

Für's Andre kann jener vernünftige Zustand nicht plötzlich eintreten, sondern hat wie alles Natürliche und Geschichtliche seine Stufen. Die Kriege werden zuerst seltener, ehe sie vielleicht auf Erden ganz aufhören. Sie werden mit der Zeit auch thatsächlich und nicht blos den immerdar auffindbaren schönen Worten nach

nur noch aus triftigen und dringenden Gründen geführt. Die in der Kultur höherstehenden Nationen greifen nicht mehr an, sondern beschränken sich auf Vertheidigungskriege gegen die Provokation von niedriger Stehenden. Massenüberfluthungen von solchen, welche früher noch eher möglich waren, prallen an einer hochgesteigerten Technik rasch ab. Auf diese und ähnliche Weise geht es immer stärker dem Ziele zu, wenn auch allerdings eine vorsichtige Prophezeiung die Entwicklung durch jene mathematischen Linien versinnbildlichen wird, welche sich fortwährend näher kommen, ohne sich je völlig zu treffen. Denn die Natur alles Endlichen und Zeitlichen ist nun einmal eine Bruchstückmässigkeit, welche es verbietet, die höchsten Ansprüche zu machen und in der Sphäre durchgängiger Relativität etwas Absolutes zu verlangen.

Ebenso lässt sich endlich nichts Sicheres über die Dauer eines solchen Friedenszustandes sagen. Ein altes trauriges Wort meint zwar: „Arme Sterbliche, bei Euch ist nichts beständig, als die Unbeständigkeit!“ Allein im grossen Ganzen glaube ich doch nicht, dass das auch hier zutrifft. Das Fundament ist vorsichtig genug gelegt, indem so zweifellose und höchstens durch Besseres ersetzbare menschliche Wesenszüge wie Selbstsucht und Klugheit zur Basis jener Hoffnungen genommen sind. Indem diese der „List der Idee“, mit Hegel geredet, ganz von selbst ihre Dienste leisten, ist für den Lebensabend des Organismus der Menschheit doch wohl etwas Vernünftigeres zu erwarten, als ein sinnlos selbstmörderischer Rückfall in alte überwundene Thorheiten oder doch blosse Vorstufen der Entwicklung.

Wir haben hiermit im Umriss die schliesslichen Erfolge gezeichnet, welche von dem Fortschritt der menschlichen Disciplinirung und Legalität erwartet werden können, und sind in diesem Verfolg sogar der kühnen Hoffnung auf den „ewigen Frieden“ oder auf das endliche annähernde Aufhören der Kriege nicht ausgewichen. Angesichts von diesem meinethalb sanguinischen Optimismus könnte es nun zunächst auffallen, wenn wir dafür des Gegendrucks halber glauben, den Gewinn der Errungenschaft auf der zuletzt betrachteten

Linie wenigstens nach Einer Seite hin selbst bedeutend restringiren zu müssen.

Wer wollte es leugnen, dass ein Grosses gewonnen ist, wenn der Krieg als die stärkste Begriffswidrigkeit und das Hauptskandalon einer vernünftigen Weltgeschichte mit sammt seinen Konsequenzen mehr und mehr verschwindet? Die kulturgeschichtliche Darstellung und Behandlung der Geschichte ist noch nicht sehr alten Datums, während deren Blätter zuvor so ziemlich ausschliesslich von Krieg und Kriegsgeschrei oder damit verbundenen Haupt- und Staatsactionen in Beschlag genommen waren. Wie menschenwürdig, wenn es einmal fast blos noch Kulturgeschichte zu schreiben gibt, weil die Wirklichkeit kaum etwas Anderes mehr bietet! Wie viel vernünftiger und ehrenvoller für unser Geschlecht, wenn der Historiker oder auch der Tagesschriftsteller den Janustempel schliessen und ausnahmslos von grossartigen Unternehmungen der mannigfachsten Art berichten kann, in welchen die Nationen friedlich und wirklich solidarisch geworden, mit einander wetteifern, da die bisher im Militärwesen draufgehende Unmasse von Zeit, Kraft und Geld an positivere Arbeiten gerückt wird!

Allein wir thun es mit Absicht, wenn wir den unleugbaren Gewinn des „ewigen Friedens“ immer nur als die endliche Erreichung des „Begriffsgemässen, Rationalen und Menschenwürdigen“ bezeichnen. Denn wir wollen uns nun auf der andern Seite ernstlich hüten, denselben zu überschätzen, wie diess gerade hier so sehr nahe liegt, und wollen demgemäss sein zweifelloses Plus nicht auch in einer Richtung finden, wo es sehr anfechtbar sein dürfte. Einen direkten Rückschlag oder ein Wiederaufhören jener Friedensperiode und Neueintreten des Kriegswesens fürchten wir wiegesagt nicht. Und dennoch meinen wir, dass auch hier wieder dem errungenen Vortheil sich gewisse Nachtheile entgegenstellen oder Momente in Betracht kommen, welche an dem reinen und ausschliesslichen Gewinn beträchtliche Abzüge machen. Dieselben scharf und genau auszuführen, ist zwar nicht so leicht. Denn gerade hier fehlt uns vorderhand noch eine irgend ausreichende Erfahrungsbasis. Somit kann das zu Sagende nur auf allgemeineren

Erwägungen und psychologischethischen Analogien beruhen; weit weniger aber vermag es schon auf geschichtliche Daten sich zu stützen.

Vor Allem ist nicht zu vergessen, dass nach unserer unerlässlich nüchternen Ausführung jene vernünftige Stufe von der Menschheit doch eigentlich nicht so ganz aus freien Stücken erstiegen werden wird. Vielmehr dürfte die endliche Friedlichkeit weit weniger als grossherzige, durch nichts Aeusseres motivirte That, denn als ein schliessliches Diktat der Noth, als pure Unvermeidlichkeit zu betrachten sein. Erst indem sich die Verhältnisse allmählig so gestalten, dass er muss, bequemt sich der Mensch zum Ruhehalten. Den Weg, welchen Vernunft und Sittlichkeit als einzig richtigen anzeigen, wählt er nur, wenn der andere ihn nachgerade in eine Lage zu bringen droht, resp. schon gebracht hat, die nunmehr geradezu unerträglich ist, während sie dagegen früher noch mehr oder weniger erträglich war. Die Opfer z. B., welche vorher das Kriegswesen gefordert hat, werden in irgend einer andern Weise dennoch gebracht werden müssen. Keineswegs aber werden sie als reiner Ueberschuss in der Tasche der Menschheit verbleiben, um einem früher unmöglichen Genussluxus zu dienen.

Ausserdem ist gegenüber von überspannten Hoffnungen wohl zu bedenken, dass die menschliche Empfindlichkeit von physischer und geistiger Art, welche sich mit dem Fortschritt gleichfalls ändert, als Faktor bei dem Empfindungsresultat sehr bedeutend mit in Rechnung zu nehmen ist. Die alten Römer erfreuten sich wenigstens als Zuschauer an den blutigen Gladiatorenspielen und Thierkämpfen; das Mittelalter schwärmte für das Turnier, wo es für die freiwillig und mit Begeisterung betheiligten Ritter doch oft sehr derb zuging. In unserer Zeit hat man als Vergnügen und Spiel blos noch schwache Ueberbleibsel jener alten Massivität in den hässlichen Stiergefechten und im studentischen Duell. Sonst zieht Jedermann, ohne irgend feiger geworden zu sein, den geistigen Genuss z. B. eines Schauspiels oder Konzerts vor. Die Geschmäcke sind eben, vollends im Laufe der Jahrhunderte, offenbar sehr verschieden!

So könnte im Verfluss der Zeit an die Stelle der mehr körperlichen Inanspruchnahme durch den Krieg eine friedliche und überwiegend geistige Arbeit treten. Ob aber diese bei kultivirterer Organisation vor der Empfindung anders ins Gewicht fiele, als jene bei noch roherer und stumpferer Empfindungsweise, wäre im Durchschnitt sehr die Frage. Oder liesse sich mit einer vielleicht treffenderen Vergleichung sagen: Was früher für rohere Naturen die körperlichen Verletzungen waren, das sind später für eine feinere Gefühlsart, etwa die sozialen Kränkungen sogar leichterer Art, wie Hintansetzung oder Nichtbefriedigung des Ehrgeizes und dergleichen — lauter Sachen, die auch von einer vollendeten Legalität nicht ausgeschlossen sind. Bei einer Schädigung, die rein sachlich betrachtet beide Theile gleich sehr trifft, wie z. B. die moderne Zerrüttung des Verhältnisses von Herrschaften und Dienstboten, leidet immer der Gebildete in Wahrheit mehr; denn eigentlich hat nur er das Organ für die Empfindung psychischer Widerwärtigkeit, während die rohe Unbildung im Wesentlichen erst sinnlichen Gewinn oder Verlust kennt. Nun lasse man im Laufe der Zeit die Bildung und Feinfühligkeit allgemein sich erhöhen, so kann der stets noch übrigbleibende kleine und kleinste Krieg die Rolle des grossen vertreten, wenigstens was das unmittelbare Behagen betrifft.

Wir führten diese Momente, welche natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen, als Gegengewichte speziell gegen den Gewinn der Kriegsbeendigung an. Da letztere nur der Gipfel der Legalität oder deren Ausprägung im Grossen ist, mag das Gesagte auch in diesem weiteren Sinne gelten und gegen überspannte Erwartungen von der sozialen Disciplinirung der Menschen überhaupt dienen. Die Zeiten des Kämpfens und Stossens mögen stärker unter der Hitze zu leiden haben; dafür eignet ihnen aber auch wenigstens dazwischenhinein die Wärme der Begeisterung und Erhebung, wie sie oft gerade aus dringender Noth entspringt. Die Periode gesitteter Legalität dagegen mag eher über Kälte zu klagen haben. Von Langeweile möchte ich nicht reden; denn zu thun und zu arbeiten gibt es allezeit noch genug. Wohl aber könnte man von einer gewissen prosaischverständigen Werktagsnatur

ihres Zeitverlaufs sprechen, da die Berge und Thäler der Geschichte allmählig in die fruchtbare, aber nüchterne Ebene übergehen.

Weil wir endlich die Legalität in der Hauptsache nur auf Klugheit und Erfahrung gebaut und nicht an den Kern einer moralisch tüchtigen Gesinnung appellirt haben, so mussten wir uns nicht blos den Blick für die kleineren Schäden recht offen halten, welche allezeit noch übrig bleiben und unter Umständen ein sehr grosses relatives Gewicht annehmen; sondern wir räumen überhaupt ein, dass eine wohldisciplinirte Gesittung mit Egoismus statt Liebe im Herzen trotz aller Rationalität und sozialen Brauchbarkeit immer etwas Frostiges haben wird, das wenigstens dem Gefühl und Gemüth wenig zusagen könnte.

Hiermit sind wir zu dem zweiten Moment übergeleitet, das im Bilde eines goldenen Zeitalters noch zu berücksichtigen bleibt. Gewöhnlich wird es, wie wir sahen, mit dem Inbegriff Tugend bezeichnet, während sein Pendant in der Vorzeit Unschuld hiess. Für ein goldenes Zeitalter vollends der Zukunft, somit für ein Ziel, welches durch eigene Arbeit und Entwicklung zu erringen wäre, ist nun gewiss die Tugend noch bedeutsamer, als die damit zusammengestellte Aussenseite der Glückseligkeit. Trotzdem ist die Frage für uns durch alles Bisherige bedauerlich vereinfacht. Wir haben uns hierfür selbst eine annähernd sichere Berechnung, eine einigermassen zuverlässige Vorherbestimmung abgeschnitten, wenn wir das Sittliche in seinem eigensten Interesse so scharf von der blossen Legalität unterschieden. Damit war dasselbe aus dem Kreis der naturartig konstatirbaren Potenzen so gut wie entnommen.

Was wir soeben gerne zugestanden, war eine immer stärker sich herausbildende Disciplinirung und staatlich-soziale Gewöhnung im Kleinen und Grossen. Nun kann es ja allerdings sein, dass diess eine förderliche Vorstufe auch für die Moralität abgibt. Das wirklich Gute kann vielleicht im Menschen freieren Raum gewinnen, wenn nur einmal durch die gewitzigte und erfahrene Klugheit die Ausschreitungen des Bösen gemässigt und zurückgedrängt sind. So wurde schon auf jüdischem wie auf christlichem Boden das Gesetz als die Vorschule der ächten freien Sittlichkeit betrachtet.

Oder baute man für jenes noch eine weitere Vorhalle in den peinlichen „Ueberlieferungen der Väter“, welche als Zaun oder Geheg der Hauptsache dienen und schon vor geringeren, jedoch leicht weitergreifenden Ausschreitungen und Uebertretungen bewahren sollten. Man hoffte also, dass die guten Keime wachsen und gedeihen würden, wenn nur erst das Unkraut ausgejätet und ferngehalten wäre.

Auf ganz anderem Boden spricht auch Schiller eine ähnliche Ansicht aus, wenn er als Künstler die „ästhetische Erziehung des Menschen“ zur unerlässlichen, aber sicher wirkenden Vorbedingung der ethischen Bildung macht oder den „Nutzen ästhetischer Sitten“ selbst für die Sittlichkeit warm preist. Nun bezweifle ich zwar den hohen Werth dessen nicht, wenn innere Gesinnung und äussere Erscheinung sich harmonisch mit einander verbinden. Das Gute bleibt alsdann nicht blos vereinzelte Geistesthat, die allezeit neu zu wiederholen ist, sondern wird „Natur“ auf zweiter höherer Stufe dieses Begriffs. Es ist vortrefflich, wenn der Mensch, mit Schiller zu reden, schon schön empfindet und desshalb nicht mehr extra nöthig hat, edel zu wollen. Dann missfällt das Schlechte schon seinem Schicklichkeits- und Anstandsgefühl, ohne erst auf eine kategorische Abweisung vor dem Tribunal der Sittlichkeit als solcher warten zu müssen.

Allein ich glaube doch, dass diese höhere Verbindung von Legalität und Moralität, von Erscheinung und Wesen sich besten Falls in Wechselwirkung beider Seiten vollzieht. Nicht aber dürfte aus der blossen Gesetzlichkeit geradlinig und ohne Weiteres auch schon die Tugend herauswachsen. Im Gegentheil gesteht Schiller selbst, der trotz dieser ästhetischen Abweichung prinzipieller Kantianer ist, doch wieder zu, dass die Führerschaft bei jenem harmonischen Durchbildungsprozess dem sittlich Guten, der praktischen Vernunft gebühre. Diess gelte schon von dem Anfang, der sich freilich meist im Dunkel des Instinktiven verliert, und ebenso von gewissen besonders bedeutsamen Krisen oder Scheidewegen der moralischen Entwicklung. In der That, die sachliche Differenz von Legalität und Moralität scheint mir zu gross, als

dass aus dem zugestandenen Fortschritt der Ersteren allzuviel auch für die Zweite gehofft werden dürfte. Und kaum glaube ich, dass diese allgemeine Erwägung sich nicht durch mannigfache Erfahrungsbeweise im Kleinen und Grossen bestätigte. Ich nenne statt Allem nur den oben gestreiften und sprüchwörtlich gewordenen Legalitätspharisäismus als bedenklichen Beweis, wie ein Steckenbleiben und Sichverknöchern in der leeren Schaale recht gut vorkommen kann. Jene Erscheinung war doch nicht so einseitig religiöser Natur, dass sie sich nicht wohl auch als Analogie für's Profane brauchen liesse.

Es bleibt somit inallewege bei dem früheren Ergebniss über den Individualfortschritt. Menschlichem und natürlichem Ermessen nach wachsen laut allgemeinen Gesetze, wie gemäss den Aussprüchen wenigstens der bisherigen Erfahrung Gutes und Böses nur miteinander. Trotzdem können wir jetzt in umfassenderem Hinblick auf das Endziel und mit Benutzung des inzwischen neu Dargelegten das seinerzeit Bemerkte noch etwas erweitern und genauer formuliren.

Was sich nemlich im Laufe der Zeiten steigend herausbildet, das ist kurzgesagt eine immer allgemeinere Möglichkeit des sittlichen Lebens. Qualitativ und quantitativ d. h. in stärkerem Grad und in viel weiteren Kreisen bietet sich erhöhte Gelegenheit, überhaupt ein moralisches Wesen im wahren Sinn des Worts zu sein.

Für diesen Zweck liefert schon der theoretische Fortschritt und seine stetige Anwendung in technischmateriellen Verbesserungen einen sehr bedeutenden Beitrag, indem er die Bande der Materie mehr und mehr wenn auch nicht aufhebt, so doch erweitert und erleichtert und damit dem geistigeren Leben überhaupt Vorschub leistet. Hieher vor Allem würde eine vernünftige Regelung der brennenden Arbeiterfrage fallen, an deren einstiger Lösbarkeit wir nicht verzweifeln, so wenig sie sich durch die sinnlose Ueberstürzung und Masslosigkeit ihres vulgären Auftretens zunächst irgend empfiehlt. Immerhin jedoch möchte ich, natürlich in weiterem Sinn und mit besonderer Betonung auch der Sittlichkeit, jene kühnen

Hoffnungen wenigstens erwähnen, welche Schleiermacher speziell in Beziehung auf eine allgemeine Blütheermöglichung der Religion ausspricht. „Jetzt, sagt er in seiner vierten Rede über diese, seufzen Millionen von Menschen beider Geschlechter und aller Stände unter dem Druck mechanischer und unwürdiger Arbeiten. Das ist die Ursache, warum man den freien und offenen Blick nicht gewinnt, mit dem allein der Gegenstand der Frömmigkeit gefunden wird. Es gibt kein grösseres Hinderniss der Religion, als dieses, dass wir unsere eigenen Sklaven sein müssen; denn ein Sklave ist jeder, der etwas verrichten muss, was durch todte Kräfte sollte können bewirkt werden. Das hoffen wir von der Vollendung der Wissenschaften und Künste, dass sie uns diese todten Kräfte werden dienstbar machen, dass sie die körperliche Welt und alles von der geistigen, was sich regieren lässt, in ein Zauberschloss verwandeln werde, wo der Gott der Erde nur ein magisches Wort auszusprechen, nur eine Feder zu drücken braucht, wenn geschehen soll, was er gebeut. Dann erst wird jeder Mensch ein freigeborener sein; dann ist jedes Leben praktisch und beschaulich zugleich; über keinem hebt sich der Stecken des Treibers, und jeder hat Ruhe und Musse, in sich die Welt zu betrachten — eine glückliche Zeit, da jeder seinen Sinn frei üben und brauchen kann.“ Nach dem, was wir selbst früher über die natürliche Welt und die von ihr zu erwartende Glückseligkeit bemerkten, müssen wir solche Hoffnungen freilich wenigstens in dieser Form für die alten zähen Illusionen der Menschheit erklären. Zu einer Periode ruhenden, mühelosen Genusses, sozusagen zu einem allgemeinen Rentierthum der Menschen ist keinerlei Aussicht. Wohl aber können wir das acceptiren, dass die Arbeit und Mühe immer mehr aus dem Physischen und Sclavischen ins Geistige und Freibewusste sich werde umsetzen lassen, ohne aber desswegen je zum süssen Spiel zu werden, wie Schleiermachers rhetorische Ausführung nahelegen könnte. Die vom Dienst der Materie entbundenen Kräfte werden vielmehr alsbald und im gleichen Verhältniss vom Geiste in Beschlag genommen werden — aber wiederum zu ernster Arbeit. Ein uns hier genügender Gewinn ist das immerhin.

Die hier gestreiften Besserungen kommen vornemlich den niedrigeren Klassen der Menschheit zu Gute, von denen ich überhaupt sagen möchte, dass sie jedenfalls äusserlich betrachtet an dem Fortschritt der Jahrhunderte in unverhältnissmässig stärkerem Grad partizipiren, als die höher Stehenden. Denn offenbar tendirt die Geschichte auf möglichste Ausgleichung der Menschheitssituation, soweit nicht die ewigen und ihrer Arbeit unzugänglichen Naturdifferenzen eine unaufhebbare Schranke bilden. Noch viel directere Bedeutung nun aber für die ausgedehnte Ermöglichung des sittlichen Lebens hat der früher erwähnte praktische, ob auch wesentlich unpersönliche Fortschritt, wie er sich in der Vervollkommnung des öffentlichen Bewusstseins und Gewissens, der sozialen und staatlichen Ordnungen, Formen und Gesetze darstellt. Hier werden, wie vorhin die materiellen, so nunmehr die geistigen Fesseln und Bande steigend abgestreift. Mehr und mehr wird Alles auf die freie Selbstthätigkeit gestellt; die Gängelung der pädagogischen Vorentwicklung nimmt ein Ende und es beginnt der Gebrauch der eigenen Füsse. In sofern gehen wir der Hegel'schen Formel durchaus Recht, wenn sie die Geschichte „den Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit“ nennt. Von wie grossem Werth diess auch für das Individuum in moralischer Hinsicht ist, liegt auf der Hand. Die immer mehr realisirte Freiheit und Verstattung der Eigenbewegung ist ja die unerlässliche formale Bedingung, um eine Handlung oder eine Lebensweise überhaupt der sittlichen Taxation unterwerfen zu können. Das Unfreie, auf Schritt und Tritt Gegängelte und Gebundene, in Wort und That Bevormundete, bei jeder Regung zum voraus durch Regeln Normirte ist wenn wir es sehr stark ausdrücken ein moralisch werthloses Puppenspiel oder Marionettentheater. Jedenfalls repräsentirt es ein noch vorsittliches und verhältnissmässig verantwortungsloses Treiben, wie das Leben der Kinder. Diess aber hat die Naturbestimmung, im Lauf der Jahre oder bei der Menschheit in dem der Jahrhunderte und Jahrtausende zu fallen. Es muss einem Höheren Platz machen, welches wir überhaupt erst im vollen Sinne vor das Tribunal der moralischen Beurtheilung ziehen können.

Vielleicht lässt sich das Gesagte aus den grossen Verhältnissen des Staats- und Gesellschaftslebens kurz auch auf engere Kreise ausdehnen. Wenn man von Tyrannei und Druck in der Welt redet, so vergisst man oft gewisse Tyrannen, die allerdings still und unsichtbar, aber dafür desto gewaltiger herrschen. Um so schlimmer, da sie vielfach nur selbstgemachte Wahngebilde sind. Ich meine z. B. jene Mächte des Kasten- und Standesgeists, der sinnlos tyrannisirenden Mode, der in sich noch häufig gar unsicher tastenden und ebendesshalb um so intoleranteren öffentlichen Meinung in vielen Stücken. Ob diese nicht zuweilen viel empfindlicher drücken, als alle staatlichen Gesetze im Grossen es je thaten? Ob nicht die Hoffnung auf ihre allmählige Beseitigung und Unschädlichmachung gleichfalls in die Linie unserer Zukunftserwartungen gehört? Warum sollte man, bei reichlicher Bemessung der hiezu erforderlichen Zeit, nicht auch die Erreichung dieses Ziels zu bejahen wagen? Dass sich die öffentliche Meinung, um sie als Repräsentantin jener Potenzen zu nennen, aus ihrer zuerst lange, lange Zeit trüben Gährung oder aus jener verführerischen Mischung von Wahrem und Falschem immer vernünftiger herausgestaltet, ist ja dem Fortschritt gerne zuzutrauen. Alsdann aber wird sie sogleich schon toleranter. Denn nach bekannten Beobachtungen ist nur die Unbildung und Bornirtheit so exklusiv, den eigenen Standpunkt oder just ihre Lebensweise für die alleinseligmachende zu halten. Ausserdem aber wird die Toleranz um so entbehrlicher, sofern mit einer geklärten und lebenserfahrungsreichen Sitte der individuelle Zusammenschluss viel eher möglich ist und Differenzen sich nur noch auf leicht ertragbare Nebenpunkte erstrecken, die fürs Ganze des Zusammenlebens nichts mehr ausmachen. Schon im kleinen Kreise bemerken wir, wie ein gesundes und normales Greisenalter, welches auf ein reiches Eigenleben zurückblickt, die Jugend viel ruhiger und duldsamer ihre eigenen Wege gehen lässt, während ihr gegenüber grössere Altersnähe und ebendamit Erfahrungsmangel leicht pedantisch und massregelungssüchtig macht.

Das grosse Wort von dem Seligwerden eines Jeden „selon sa façon“ könnte also im Lauf der Entwicklung nicht blos religiös

und staatlich, sondern auch sozial und privatim zur stärkeren Geltung kommen. Denn beim Grossen und Greifbarsten fängt man an, beim Kleinen und mehr Peripherischen hört man auf. So hat z. B. bereits die französische Revolution als eine allerdings etwas schneidige Kur und konzentrirtester Fortschritt gar manchen Zopf nicht nur im wörtlichen, sondern auch im uneigentlichen Sinne wohl für immer beseitigt, beseitigt eben auch in dieser unserer Frage. Trotz aller Modeherrschaft klingt in ihrem Mutterland noch heute das alte Losungswort der Egalité, der sozialen Individualberechtigung in bemerkenswerther Weise nach, vollends wenn man den demokratischfreieren Ton im geselligen Verkehr Frankreichs mit dem steifen und lächerlich kastenmässigen Formalismus gewisser anderer Kulturländer vergleicht, welche sich ihrer Freiheit am lautesten rühmen und daneben doch die ärgsten Sklaven ihrer höchst einseitigen Sitte sind.

Es sind diess zwar verhältnissmässig kleine Dinge; aber um so häufiger und darum stärker machen sie sich geltend. Auch hierin also muss und wird die Unmündigkeit, deren Bann die Gesellschaft über sich selbst ausübt, einer freien vernünftigen Mündigkeit, einem Stehen und Gehendürfen auf eigenen Füssen Platz machen. Diess wäre von hohem Werth auch in ethischer Beziehung, was uns hier beschäftigt. Denn es ist ja keine Frage, dass der Charakter der Einzelnen nicht blos unter den Frauen, sondern auch unter den Männern durch die beständige Einmischung einer zudem noch unabgeklärten Gesellschaftsmeinung, des Corps- und Kastengeistes ganz beträchtliche Einbusse erleidet. Entweder kommt er gar nicht zu Stande, wie die Bäume nicht gedeihen, welche von beständigem Wehen der Winde hin und her bewegt werden; oder wird er wenigstens leicht schief, verkrüppelt und oberflächlich, ohne Mark und Kern in sich selbst.

Mit der formalen Bedingung oder Ermöglichung des nennenswerth Sittlichen durch Herstellung der eigenverantwortlichen Selbstständigkeit in den mannigfachsten Beziehungen ist nun selbstverständlich seine materiale Verwirklichung im Guten oder Bösen noch keineswegs gegeben oder garantirt. Denn das Sittliche, wie

wir es soeben nach seinen reellen und ideellen Förderungen durch den Fortschritt betrachtet haben, ist ja bis jetzt durchaus unbestimmt und zweideutig gefasst und bedeutete nur, dass die That überhaupt vor das ethische Tribunal kommt; ob nun zur Billigung oder Verwerfung oder abwechselnd zu beidem, steht erst dahin. Leider haben wir durch alle unsere konkreteren, das Endziel in's Auge fassenden Erwägungen nichts gewonnen, was uns etwa jetzt veranlassen oder berechtigen könnte, über das Resultat der früheren Voruntersuchung hinauszugehen und das vorliegende ethische Dilemma: Gut oder Bös? anders als mit einem: Sowohl — als auch! zu beantworten.

Völlig sicher ist natürlich die uns seither leitende Erfahrung der Jahrhunderte nicht, sowenig wie die allgemeinen Gründe, welche nur ein Miteinanderwachsen des Guten und Bösen wahrscheinlich machen. Denn man mag von den letzten Gründen der moralischen Freiheit denken, wie man will, man mag sie leugnen oder behaupten: für die erkennende Vorherbestimmung ihrer Entscheidungen bleibt sich die Sache gleich. Wir müssen dieselben abwarten, wie sie aus dem tiefverborgenen, so oder anders bestimmten Quellpunkt hervorgehen. Ob frei, ob nicht frei bleiben sie das innerste Werk, resp. Produkt der individuellen Persönlichkeit. Diese aber ist ebendarum nicht mehr in Begriffe fassbar und lässt keine Rechnung zu, wie die objectiven Dinge und Prozesse der sonstigen Natur.

Es könnte ja am Ende sein, dass die Perspektive des Fortschritts bis zum zeitlichen Schlusspunkt der ganzen Entwicklung welche alle unsere Erfahrung weit übersteigt, auch in moralischer Hinsicht Neues und Ungeahntes zu Stande brächte, wofür eine zu eng bemessene Beobachtungsfläche keine Analogien böte. Aber von den drei Möglichkeiten, die es für die nähere Bestimmung der sittlichen Entfaltung in abstracto gäbe, fällt jedenfalls Eine zum Voraus weg. Ein blosses Wachsthum im Sinn und Geist des Bösen durch den Fortschritt der Jahrtausende ist unmöglich, einfach weil das Böse in seiner inneren Haltlosigkeit und Negativität dazu gar nicht die nöthige Eigenkraft hat. Es lebt wie der Schatten

nur vom Licht. Würde es allein herrschen, so wäre die Entwicklung bald zu Ende. Denn der „Teufel" hat noch nie auf längere Zeit ein Reich zu Stande gebracht. Nun wäre uns aber die Abweichung von der bisherigen, auf Verbindung von Gut und Bös lautenden Erfahrungsanalogie nur unter der Bedingung gestattet, dass wir gerade eine sehr weithinaus sich erstreckende Laufbahn der Geschichte voraussetzen, welche gegenüber von bisher Neues und Unerhörtes enthalten könnte. Letztere Möglichkeit höbe sich jedoch auf, wenn durch die alleinige Schwerkraft des Bösen in den rapiden Proportionen des Fallgesetzes umgekehrt eine gewaltige Abkürzung der Geschichtszeit gegeben würde.

Somit bleibt als Prognostikon der moralischen Gesammtentwicklung nur übrig entweder unsere Ansicht, welche Gut und Bös im strengsittlichen Sinn sich neben einander immer schärfer charakterisiren lässt, oder aber die frohere Zuversicht, dass das Moralischgute den Kampfplatz der Weltgeschichte schliesslich allein behaupten werde. Wer an dieser optimistischen Aussicht hängt, dem wollen wir sie nicht nehmen; denn möglich ist sie ja am Ende schon. Wir selbst aber wollen der Weisheit bestes Theil, die Vorsicht wählen, welche mit einem nüchternen und leichter vorausbestimmbaren Resultat der individuellen Entwicklung in sittlicher Hinsicht zufrieden ist. Ein Grosses ist es immerhin noch, wenn einst in höherem Mass als schon jetzt, d. h. in den umfassendsten Beziehungen des praktischen Lebens und in den weitesten Kreisen, sowie nach dem voraus Bemerkten in immer feinerer Charakterisirung und schärferer Ausprägung Jeder es wesentlich in der eigenen Hand hat, frei von Zwang oder Störung der Baumeister und Künstler seines moralischen Ich zu sein. Versäumt er es dann oder thut es in falscher Richtung, so mag er über sich selbst klagen. Zeit und Schicksal, Welt und Staat oder welche Potenzen er sonst nennen mag, sind alsdann unschuldig daran.

Mit möglichster Vorsicht haben wir im Bisherigen die einzelnen Posten der Reihe nach erwogen, wie sie für die Bilanz eines künftigen „goldenen Zeitalters" in Betracht kommen und meist unter den beiden Hauptrubriken Tugend und Glückseligkeit befasst zu

werden pflegen. Ehe wir jedoch das summirende Resultat geben, müssen wir jetzt sozusagen den „Kopf" der Rechnung oder ihre ebengenannten gewöhnlichen Rubriken und Gesichtspunkte noch etwas richtiger stellen und schärfer fassen.

Die einfache Zusammenstellung von Tugend und Glückseligkeit dürfte nemlich eine logisch nicht ganz glückliche sein, durch welchen Uebelstand gerade in unserem schwierigen Problem unaufhörliche Verwirrungen und Störungen angerichtet werden. Offenbar ist oder hat ja die Tugend selbst eine eigene untrennbare Glückseligkeit. Sogar lässt sie sich, auch ohne Uebertreibung der Stoischen Moral, wenigstens als das dominirende Centrum bezeichnen, welches nicht minder den empirischen Gütern erst ihren wahren andauernden Werth gibt oder die empirischen Uebel in wesentlich anderem Lichte zeigt und wirken macht. Ich habe das in meiner Schrift über den modernen Pessimismus, welche den gegenwärtigen Untersuchungen parallel läuft, als denjenigen Punkt betont, der mir für die dortige Entscheidung am wichtigsten ist, und will mich desswegen hier nicht weiter dabei aufhalten. Was bei der üblichen Unterscheidung von Tugend und Glückseligkeit zumal in unserer Frage meist vorschweben dürfte, aber durch einen Klassifikationsfehler nicht zur scharfen Ausdrücklichkeit kommt, scheint mir eine andre Zweitheilung zu sein, welche sich in der That für eine klare Beantwortung weit besser eignet und nicht mehr in die Gefahr beständiger Verwirrung bringt.

Unterscheiden wir also nunmehr lieber an dem geschichtlichen Prozess und seinem Resultat die Seite der Gegenständlichkeit und diejenige der Zuständlichkeit, oder erwägen resumirend einerseits die Arbeit und das Werk als solches, andererseits aber deren Lohn und Genuss, wie er sich natürlich rein immanent durch Reflex des Seienden ins empfindende Bewusstsein ergiebt. Hiebei fallen auf die Eine wie auf die andre Seite alle sinnlichen, sinnlichgeistigen und rein ethischen Momente der Geschichtsentwicklung, aber beidemal unter einem andern Gesichtspunkt, der sich von seinem Korrelat unmissverständlich abhebt. Nach dieser Richtigstellung mögen wir endlich das Facit ziehen, welches in der

That für jede der zwei fraglichen Seiten nach allem Bisherigen ganz verschieden ausfällt.

Beginnen wir mit dem zweiten Moment oder mit der ins Bewusstsein fallenden Befriedigung irgend welcher Art, so war schon unsere bisherige Darlegung dahin gerichtet, einer Ansicht entgegenzutreten, welche allerdings als die weitest verbreitete und von jeher tiefst in der Menschennatur haftende anerkannt werden muss. Sobald man wenn gleich mit allerlei Restrictionen den Fortschritt zugiebt, scheint mit Nothwendigkeit ein steigendes Plus von Weltschönheit, also auch von Befriedigung zu resultiren und das goldene Endzeitalter als ein Ziel sich zu ergeben, auf welches, weniger sehnsüchtig, als persönlichresignirt und neidisch alle Vorzeit blicken müsste. Die dem Schluss sich nähernden Generationen scheinen als Erben der Menschheit und Geschichte die unverantwortlich bevorzugten beati possidentes, denen gegenüber wir Früheren alle nur die misera plebs contribuens vorstellten. Bei solcher Anschauung aber liegt der Vorwurf oder besser der Anstoss einer irrationalen Ungerechtigkeit in der Welt- und Geschichtsordnung so nahe, dass ihm sogar ein Kant und Schiller, somit die entschiedensten Idealisten und rigorosen Moralisten wenigstens interimistisch Gehör geben und Ausdruck verleihen.

Ehrlich und nüchtern wie er ist, geht zunächst der alte Kant dem partikularistisch und selbstsüchtig klingenden Einwand doch nicht aus dem Weg, sondern formulirt ihn in seinen Ideen zur Geschichtsphilosophie folgendermassen: „Befremdend bleibt es bei dem Fortschritt immer, dass die älteren Generationen nur scheinen um der späteren willen ihr mühseliges Geschäft zu treiben, um nehmlich diesen eine Stufe zu bereiten, von der aus diese das Bauwerk, das die Natur zur Absicht hat, höher bringen könnten, und dass doch nur die spätesten das Glück haben sollen, in dem Gebäude zu wohnen, woran eine lange Reihe ihrer Vorfahren (zwar freilich ohne ihre Absicht) gearbeitet hatten, ohne doch selbst an dem Glück, das sie vorbereiteten, Antheil nehmen zu können. Allein so räthselhaft dieses auch ist, so nothwendig ist es doch zugleich, wenn man einmal annimmt, eine Thiergattung soll Ver-

nunft haben und als Klasse vernünftiger Wesen, die insgesammt sterben, deren Gattung aber unsterblich ist, dennoch zu einer Vollendung ihrer Anlagen gelangen."

Noch stärker und anschaulicher, zugleich jedoch bereits mit einer bei Kant hier fehlenden Andeutung der Lösung drückt sich Schiller aus. Ich meine eine Stelle in seiner „ästhetischen Erziehung des Menschen", welche Schrift zusammen mit derjenigen über „naive und sentimentalische Dichtung" wohl das Beste und Geistvollste enthält, was zugleich zu unserem vorliegenden Problem eines goldenen Zeitalters geschrieben worden ist; denn in Wahrheit bildet diese Idee geradezu das Centrum jener scheinbar nur aesthetisch-poëtischen Betrachtungen. Dort nun lesen wir einmal: „Es ist nicht zu leugnen, dass die Individuen der Kulturzeit mit deren Differenzirung und Anspannung aller Geisteskraft zum Behuf künftiger grösstmöglicher Erfolge unter dem Fluch dieses Weltzwecks leiden. Denn weder schöne, noch glückliche und vollkommene Menschen können in einer solchen gesteigerten Temperatur gedeihen. In welchem Verhältniss stünden wir also zu dem vergangenen Weltalter harmlos ungebrochener Natur und zu dem kommenden der kultivirt wiedereroberten Natur, wenn die Ausbildung der menschlichen Gesammtnatur ein solches Opfer ersatzlos nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben und unserer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müssiggang seiner moralischen Gesundheit warten und den freien Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte! Kann aber wohl der Mensch bestimmt sein, über irgend einem Zweck sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt?"

Die Schiller'sche Lösung dieses Einwands, der sich allerdings Jedem aufdrängen muss, enthält sehr viel Wahres, das wir nachher mit verwerthen werden. Jedoch können wir zuvor nicht umhin, sowohl bei ihm, als namentlich bei Kant die Vordersätze

nicht ganz richtig, sondern von der fast unvermeidlichen Irrung hinsichtlich des Endziels wenigstens getrübt zu finden. In Wahrheit glauben wir vielmehr, dass sich in der Weltgeschichte menschlich geredet eine grossartige distributive Gerechtigkeit offenbart. Das biblische Gleichniss von den Arbeitern im Weinberg, welche zu verschiedener Zeit berufen wurden und sich doch am Abend gleichgelohnt sahen, wird von den geschichtsphilosophischen Partheien entgegengesetzter Art mit einer gewissen Vorliebe beigezogen. Auch wir finden einen tiefen Sinn darin, nur dass wir jetzt sozusagen die Konverse machen und sagen: die Letztberufenen am Ende der Geschichtszeit erhalten auch nicht mehr, als die Früheren. Sobald wir nur scharf und bestimmt die subjective Reflex- oder gröber ausgedrückt die Lohnseite an der historischen Successionsarbeit ausschliesslich ins Auge fassen, kommt in Wahrheit keine Generation vor der andern zu kurz, keine hat vor der andern einen Vorzug, der zum Neid berechtigte.

Im tiefsten Grund ist schon den verschiedenen Einzelleben unter den Gleichzeitigen, die derselben Generation und Geschichtsstufe angehören, eine wesentlich identische Befriedigungsmöglichkeit geboten. Gewiss gibt es die grössten Ungleichheiten hinsichtlich der äusseren oder empirischen Güter. Und diese Unterschiede werden als unleugbare Räthsel und Anstösse einer harmonischen Weltansicht bleiben, solange die Welt steht, da kein Fortschritt in der Hauptsache über das natürliche Schicksal oder die fundamentalbedeutsamen Differenzen der Naturausstattung eine andre als erträumte Gewalt hat. Aber selbst bei sonnenlosen, trüben Leben wird durch diesen Mangel das Allerinnerste nicht getroffen, wo sich die Befriedigungsfrage letztlich entscheidet. In diesem tiefsten Kern der Befriedigung als dem Wichtigsten dürfte also wiegesagt eine strenge Gerechtigkeit der Vertheilung herrschen. Bedingung ist hiefür freilich, dass der Mensch die sittliche oder sittlichreligiöse Betrachtung in die ihr gebührende Stelle als Centrum der Weltauffassung und Taxation einsetzt, was Jedem schliesslich in die eigene Hand gegeben bleibt. Ich verweise hier wieder auf

meine Ausführung in dem Schriftchen über den modernen Pessimismus.

Eine noch viel stärkere Ausgleichung aber zeigt sich, wenn wir für unseren speziellen Zusammenhang die aufeinanderfolgenden Generationen nach ihrer durchschnittlichen Befriedigung vergleichen. Hier erstreckt sich die Kompensation wesentlich auch auf die äusseren und empirischen Güter, nähert sich also einer vollkommenen distributiven Gerechtigkeit. Denn im Einzelleben innerhalb derselben Generation ist unleugbar die Dissonanz einerseits von Bedürfniss, wie es z. B. die geistige Höhe oder kurz der Komplex berechtigter Ansprüche ausdrückt, und andererseits von den hiefür gebotenen Befriedigungsmitteln permanent möglich. Dagegen gleicht sich dieselbe nach dem Gesetz der Wechselwirkung jener beiden Seiten aus oder löst sich, wenn wir den weiteren Rahmen grösserer Geschichtsgruppen und den zeitlichen Spielraum des Generationsverflusses zu Hilfe nehmen.

Vorsichtshalber rede ich immer noch von einem Durchschnitt der successiven Geschlechter. Denn es ist ja wahr, dass es Geschichtszeiten von absonderlicher Art gibt, die man den vorhin genannten sonnenlosen Individualleben vergleichen mag. Man denke nur z. B. an den dreissigjährigen Krieg mit seiner Menschenalterlänge und unerhörten Jammerfülle. Für solche erfahrungsmässige Extraperioden bleibt dann allemal blos wieder der Rückzug in's innere Heiligthum der oben genannten sittlichen Befriedigung übrig, welcher ebendamit eine gewisse Unvollständigkeit und negativduldende Färbung nicht abzusprechen ist, will man anders der pathetischen Uebertreibung des Stoicismus sich nicht schuldig machen.

Hiervon abgesehen und für den Durchschnitt grösserer Zeiträume aber wird unser Satz von der annähernd vollkommenen Befriedigungsausgleichung doch zu Recht bestehen bleiben.

Mit dem Namen „empirische Güter“ befasse ich Alles, was früher unter dem Titel der Glückseligkeit eines eventuellen goldenen Zeitalters von sinnlichen und sinnlichgeistigen Momenten einzeln besprochen wurde. Weil vornehmlich hier der Schein so täuschend ist, haben wir bereits bei den einzelnen Gewinnposten dieses Ge-

biets nie unterlassen, auf die entsprechenden Gegenposten, auf die korrespondirenden Misslichkeiten und Abzüge hinzuweisen. Es dürfte von grösstem Werthe sein, in allen diesen Beziehungen sich keinen Illusionen hinzugeben und für den Empfindungsreflex weder eine Zunahme der Güter, noch eine Abnahme der Uebel zu träumen. Denn eine solche findet nun einmal auf irgend längere Dauer, also namentlich für den Standpunkt der Generationenvergleichung nicht statt.

Wenn man, um ein Beispiel aus dem ganz gewöhnlichen, namentlich modernen Leben zu brauchen, in unserer Zeit des Wechsels die Hauptwechselobjecte Miethwohnung oder Dienstboten ändert, so erwartet der Weise durchschnittlich keine reale Besserung, sondern nur eine Aenderung der Nachtheile und Vorzüge. Darin liegt allerdings ein vorübergehender Gewinn. Denn die letzteren werden mit neuer Frische empfunden, während man nach einem unabänderlichen Gesetz gegen die alten bereits mehr oder weniger abgestumpft ist. Die Nachtheile aber treffen vielleicht auf eine andere Seite unseres Lebens, die noch nicht wundgedrückt ist, und schmerzen desshalb bis auf Weiteres weniger. Eine schwere Last trägt man bald in der einen, bald in der andern Hand, um durch Pausen und Vertheilung der Unlust einen ganz erträglichen Durchschnitt herauszubringen. Wollte man diese nüchterne Arithmetik nun auch auf die gesammte Lebensgenussanschauung anwenden, die Rechnung würde viel besser stimmen! Im Kleinen pflegen sich sonst blos die Thoren zu irren, wie z. B. viele unserer modernen Mitmenschen der ungebildeten Klasse, welche ihre erlangte Freiheit wenigstens vorerst so vielfach nur in der irrationalsten Weise auszunutzen verstehen und als lebendige Lösung des mittelalterlichen Problems von dem perpetuum mobile angesehen werden könnten. Allezeit auf der Wanderung und Stellenänderung begriffen, erwarten sie mit jedem nächsten Mal das grosse Loos zu ziehen — und es ist natürlich wieder nichts! So hascht in seiner naiven Unschuld das Kind nach dem Regenbogen, dessen schöne Farben es auf Nachbars Wiese aufstehen sieht und gerne in seinen Farbenkasten sammelte. Ihm wird an diesem kleinen Erlebniss

erstmals die grosse Wahrheit harmlos nahetreten, die es im späteren Leben so oft bitter erfahren muss: „Ach, der Himmel über mir Will die Erde nicht berühren, Und das Dort ist niemals hier!“

Was fürs Andere den praktischen Fortschritt in seiner Beziehung auf das Sittliche betrifft, den wir für das goldene Zeitalter unter dem Namen der Tugend behandelten, so haben wir bisher den Reflex derselben in der empfundenen Zuständlichkeit noch nicht besonders beachtet, sondern ihn für hier verspart. Und gewiss spielt er eine grosse, ja wie wir andeuteten, die Hauptrolle für die Gesammtbefriedigung des Menschen. Denn ihr begleitender Hinzutritt oder Mangel verleiht auch den mehr äusseren Gütern erst den entsprechenden Vollwerth. Allein für unsere Generationenvergleichung dürfte sich die Sache trotzdem genau so verhalten, wie vorhin. Abermals entsprechen sich streng die Arbeitsgelegenheit, welche in der historischen Stufe und Situation vorliegt, und die Pflicht zu dieser Arbeit, wie das biblische Wort ganz einfach und treffend sagt: Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern. Umgekehrt kann es niedrigeren Stufen nicht angerechnet werden, wenn sie im unvermeidlichen Bann ihrer historischen Stellung und Verhältnisse manche positive oder negative Leistung sittlicher Art gar noch nicht ahnten, geschweige denn vollbrachten. Ebendamit reflektirte sich dieser objektive Mangel auch noch nicht in ihrem subjektiven Bewusstsein und kam somit nicht als Schuld- und Unbefriedigungsgefühl zur Empfindung. Mit jeder erreichten neuen Stufe aber eröffnet sich eine neue Perspektive von nunmehr gebotenen Aufgaben, deren Unterlassung sich sogleich als sittliches Unlustgefühl ankündigt und zwar um so einschneidender und peinlicher, je schärfer und sensibler sich das Organ für diese Art von Empfindung entwickelt hat. Auch hier verschiebt sich der Horizont mit jedem Schritt, den man ihm näher zu kommen scheint. Jede Stufe hat die volle, also doch wohl auch die gleiche sittliche Befriedigung, wenn sie leistet, was sie jeweils leisten kann. Oder glaubt man etwa, das gute Gewissen dessen, der im Kleinen treu ist, stehe hinter demjenigen des Mannes zurück, der in grossen Verhältnissen seine Schuldigkeit thut? Ueberschüssige Verdienste

werden materiell und ideell von der unbestochenen, auch profan-protestantischen Nüchternheit kassirt; es gibt hienach weder Heilige noch Selige in irgend einem Stadium der Entwicklung.

Bei der völligen Relativität von Glück und Befriedigung kann es auch keinen Unterschied begründen, wenn im Laufe der Zeiten die zwei Glieder derjenigen Proportion, welche nach dem Bisherigen so oder anders ausgedrückt die Befriedigungsformel repräsentiren mag, beide mit immer grösseren Zahlen geschrieben werden sollten. Denn Letzteres kann Angesichts der steigenden Verfeinerung und Vergeistigung des Lebens zugestanden werden. In ähnlicher Weise reichen wir heutigen Tags mit 1000 Mark nicht weiter als frühere Geschlechter mit 100.

Insofern wäre beinahe selbst der Satz möglich, dass nicht nur der Kulturmensch nichts vor dem Wilden, sondern nicht einmal der Mensch überhaupt etwas vor dem Thier voraus habe, was Lebensbefriedigung im strengen Sinn beträfe. Wie barock und falsch diess klingen mag, könnte es sich doch auf das natürliche Gefühl eines Jeden berufen, wofern dasselbe sich nicht in krankhafte Sentimentalität und Phantasterei verirrt. Welcher Nüchterne dagegen wird mit einem Thier in seinen normalen Verhältnissen desswegen Bedauern haben, weil es nur ein armes Thier mit so höchst beschränktem psychischem Horizont, mit so dürftigem Lebensinhalt ist? Wer wird es als ein schnöd verkürztes Wesen bemitleiden, dem der höher stehende Mensch die heilige Pflicht hätte, in jeder Weise diese metaphysische Stiefmütterlichkeit seiner Ausstattung und Glücksbegabung zu ersetzen? Ebendarin scheint aber die Annahme zu liegen, dass dasselbe an seinem Platz und in seiner Befriedigungsproportion so glücklich sei, als andre Wesen mit viel höher geschriebener Formel, aber gleichem Quotienten des Glücks. Der Grund, warum das natürliche unverbildete Gefühl hier richtig urtheilte, wäre einfach der, dass wir von Zaubermärchen abgesehen uns entweder gar nicht an die Stelle von Thieren versetzen können, oder aber des starken Unterschieds wegen die Abstraction vom Menschsein ,wenn überhaupt, so dann auch voll und ganz vornehmen. In Folge dessen machen wir hier den fa-

talen Rechnungsfehler nicht, dass wir in neue Verhältnisse nichts destoweniger den alten Standpunkt und Massstab unversehens übertragen, welcher doch nicht mehr gelten kann. Anders, wo wir uns mit Menschen, also mit Wesen unserer Art und nur in verschiedener Situation befindlich vergleichen. Da kann es sein, dass z. B. der Städter und Gelehrte, vielleicht also zuweilen auch der gesetzeberathende Deputirte ein sentimentales hyperhumanes Bedauern mit dem Landmann, dem Tagelöhner und Handarbeiter hat, wenn er ihn bei seiner schweren Arbeit sieht. Er vergisst dabei nur, was Organisation und Gewohnheit in Abzug bringt, und dass für den Einen ganz erträglich sein kann, worunter der Andere bei völlig verschiedenem Massstab erliegen müsste. Aus derselben optischen Täuschung, welche ein zu hohes Ideal am noch unrichtigen Platz anlegt, dürfte unter Anderem auch manche bedenkliche Massregel des modernen Strafverfahrens stammen. Umgekehrt bemerken wir oft den ochlokratischen Neid, der sich mit höher Gestellten misst. Natürlich erwägt er nicht, dass freilich für seinen, in die höhere Lage mithinübergenommenen Horizont oder für seine mässige Leistungspflicht gar manches, was er dort sieht, purer Ueberschuss, also schwelgerischer Luxus wäre, während es an seinem wahren Platz lediglich unerlässliche Deckung ist.

Zu der obigen hypothetischen Vergleichung des Menschen mit dem Thiere bemerke ich nur noch, dass dieselbe in wirklichem Ernst freilich nicht wohl möglich ist, sofern es zwischen Wesen von derart verschiedener Natur gar zu sehr am tertium comparationis fehlt. Ich will also den qualitativen Genusswerth des Menschseins oder das humane Lebensgefühl damit noch nicht aus seiner specifischen Stellung verdrängen. Allein für unsere Betrachtung verändert diess die Sachlage nicht, indem wir ja von Anfang an nur das Stadium des wirklichen Menschseins ins Auge fassten und etwaige animalische Vorstufen bei Seite liessen. Nun wird aber doch kaum Jemand glauben, dass die Menschen durch den gesteigerten Fortschritt innerhalb der Geschichte am Ende gar noch über sich selbst hinauswachsen, statt auf der bindenden Basis ihrer ge-

gebenen Wesenheit lediglich formale Veränderungen zu erleben. Eben auf Grund dessen lassen sich alle noch halbwegs historische Generationen unseres Geschlechts mehr als spielend gegen einander messen, wie wir diess gegenwärtig versuchen. Unser Absprung auf das Thierreich sollte nur durch den Kontrast den häufigen Rechnungsfehler einer doktrinären Schätzung illustriren, wie sie nicht blos zwischen zeitlich Koordinirten, sondern nun namentlich auch zwischen successiven Generationen angestellt wird. Da erscheinen dann z. B. Zeiten, wo es noch keine Eisenbahnen oder Telegraphen gab, als höchst lamentable Zustände, während umgekehrt künftige Perioden, wo es vielleicht wohlorganisirte Luftschifffahrt und dergl. gibt, als ein Eldorado von Genuss und überschüssigem Behagen vorschweben — eitel Fata Morgana, wie wir nunmehr hinreichend gesehen haben! Nein, ein goldenes Zeitalter des Genusses existirt sicherlich nicht. Was die Befriedigung im weitesten Sinn des Wortes betrifft, wird es nie wesentlich anders und besser werden, als es von jeher war und ist. „Mit gleicher Liebe lieb' ich meine Kinder", sagt der Geschichtsgenius der „Resignation" mit vollem Recht.

Wenn nun aber hiemit auch der Einwand beseitigt sein dürfte, welcher von Kant und Schiller ausgesprochen wird und in der That so naheliegt, so erhebt die ruhelose Dialektik unseres Problems alsbald einen neuen, welcher nicht minder schwer zu wiegen scheint. Zugestanden wäre, dass der Wasserstand zweier kommunicirender Röhren das richtige Bild der Geschichte hinsichtlich des Genusses der Individuen vorstelle. Auf ganz kurze Zeit mag die eine Seite einmal etwas voraushaben. Es können Bedürfnisse vorliegen, für welche noch kein Mittel und Weg der Befriedigung gefunden ist; oder können auch Verbesserungen in's Leben getreten sein, schon ehe man sie nothwendig brauchte. Allein wie rasch streckt sich doch Eins nach dem Andern, wie schnell namentlich wird das Vorauseilen der Vortheile durch die verschiedenen hinkenden Boten eingeholt. Nicht blos ist es die Gewohnheit, welche sie in Kurzem zu selbstverständlichen, also im Daseinsfall kaum mehr empfundenen macht; sondern auch abgesehen

von dieser Abstumpfung, welche bis zu einem gewissen Grad vermeidbar ist, zieht jedes überschiessende Befriedigungsmittel durch die Veränderung der Situation sich seine ganz realen Bedürfnisse ganz von selbst nach, und der anfängliche Ueberschuss wird zum nothwendigen Deckungsmittel. „Die Lust ist das in der Bewegung Stattfindende", sagt Plato; und in der That scheint stets blos der rasch verfliessende Oscillationsprozess der Ausgleichung beider Seiten einen vorübergehenden Genuss v o r t h e i l zu gewähren, während immer bald wieder der Gleichheitszustand, nur jeweils mit grösseren Zahlen geschrieben, eintritt.

Angesichts dessen möchte man allerdings fragen: Zu was dann überhaupt die ganze Bewegung, die rastlose Arbeit, der kämpfende und ringende Fortschritt, wenn die Menschheit jedenfalls in unserer bisherigen Lohnfrage doch nie auf die Dauer wirklich vorwärts kommt oder ein Mehr von Befriedigungsdurchschnitt höherer oder niederer Art erringt? Ist denn s o betrachtet die Geschichte nicht die reinste Tretmühle, eine aussichtslose Sklavenarbeit nicht allein für die Früheren, sondern nunmehr für Alle? Der Tretende kommt nicht vom Fleck, also ist wenigstens für ihn, so scheint es, die Bewegung im Schweisse seines Angesichts nicht mehr werth, als Stillstand. Denn wo fänden wir ausser dem Komplex der Mitarbeitenden ein drittes Andere, dem die Bewegung dennoch zu Gute käme?

Der religiöse und theologische Standpunkt setzt hier gerne Gott ein und sagt, dass Alles um seinetwillen, zu seiner Ehre und zum Ausbau seines Reiches geschehe. Allein darin liegt anundfürsich schon ein bedenklicher Anthropopathismus, wie in dem ganzen Begriff „Gottesdienst"; es drängt sich der abstossende Vergleich auf, dass alsdann Gott und Welt sich etwa verhalten, wie Zuschauer und Theater. In das Göttliche oder Absolute als solches, wie man es auch näher denken mag, können Lust und Unlust unmöglich fallen. Denn das sind wenn irgend was blosse Endlichkeitskategorien, welche die Welt- oder Erscheinungsseite treffen und nie den Welt- oder Wesensgrund. Ueberdiess fällt diese immer schon etwas

transcendente Instanz für unsre rein immanente Betrachtung zum Voraus weg.

Jedoch auch auf rein profanphilosophischem Gebiet kehrt vielfach nur in leichter Verschleierung der gleiche Uebelstand wieder. Ich meine die spekulative Hypostasirung und oft annähernde Vergötterung abstrakter Formen. Da heisst es jetzt fast nur in anderem Dialekt, als vorhin theologisch, der Prozess geschehe um der „Idee" willen. Einen Ansatz dazu finden wir schon in der oben citirten Stelle Kants, wenn er sich letztlich bei dem „Willen der Natur" beruhigt, welche es nun eben einmal so gewollt habe. Bekanntlich gingen die Nachfolger auf diesem Weg noch sehr viel weiter, indem sie die Herstellung der verschiedenen Ideen, die objective Konstruction der dialektischen Hierarchie oft ziemlich einseitig zum Sinn und Zweck der Geschichte machten. Aber was haben denn diese, für sich allein todten Formen und Allgemeinheiten davon, ob sie sind oder nicht sind? Abgesehen von einem auffassenden Auge und geniessenden Subjekt wäre ihr Sein und Nichtsein gleich werthvoll d. h. gar nicht taxirbar. Nüchtern angesehen müssen dennoch die Individuen als Empfindungsorte und zwar von endlicher Art die entscheidende Taxationsstätte bilden. Indem wir diess näher nachzuweisen suchen, werden die zuerst abgewiesenen allgemeinen Formen und Momente doch wieder indirekt hereinkommen, wie sich gebührt. Denn zweifellos ist in ihrer Betonung durch die spekulativen Idealisten etwas ganz Wahres enthalten, nur dass es für sich allein hingestellt nicht genügen kann, sondern als lebenswidrige Künstlichkeit erscheint.

Zu was ist überhaupt der Fortschritt nütze, wenn er es doch für die Befriedigung zu nicht mehr bringt, als vorher auch schon da war? Wir wiederholen die Frage des schwerwiegenden zweiten Einwands, da wir sie allerdings nicht nur so kurzer Hand als eine eudämonistischverwerfliche abweisen können. Vielmehr ist sie ganz rational und will sozusagen den Satz vom zureichenden Grund auf praktischem Gebiet gewahrt wissen, daher der Mensch ein Recht zu ihr hat. Zum Weiterarbeiten zwingt uns allerdings schon das blosse Pflichtgebot. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, dass

dasselbe auch in's Licht des Gedankens erhoben werden kann. Ist es doch kein Tyrann mit einem „sic volo, sic jubeo", welches alles Raisonniren verbietet.

Die nächste Antwort auf jene wiederholte Frage liegt einfach schon in der Wahrheit, welche auf kleinerem Gebiet sprüchwörtlich ist und natürlich ebenso aufs grosse Ganze passt: Stillstand wäre Rückschritt oder in kurzer Frist sogar Ruin und Unmöglichkeit. Man darf nur allein an die Komplicirung des Lebens durch die von der Natur geordnete steigende Vermehrung der Menschheit denken. Allerdings ist diess vor Allem der empirische Sporn und Stachel aller Entwicklung, und es ist gut so. Denn herrschte einmal wenigstens vorzeitig Gleichheit von Geburt und Tod, so würde nach den obigen Vererbungsgesetzen die Menschheit bald im Fett ersticken und verfiele wenigstens dem geistigen Tod. In Wirklichkeit aber kämen die Späteren zu kurz, wenn nicht jede successive Generation ihren Arbeitsbeitrag lieferte. Um ihnen also blos das gleiche Niveau zu erhalten, wenn auch kein höheres für die Befriedigung zu erringen, ist der rastlose Fortschritt nöthig und reichlich der Mühe werth. In der ebenso natürlichen als nothwendigen Sorge für die Zukunft stattet man der Vergangenheit den schuldigen Dank ab.

Wäre aber auch diese zwingende Nothwendigkeit nicht, so liegt fürs Andere in der rastlosen Arbeit selbst das einzig wahre Befriedigungsmittel für eine jede Generation als solche. Sie würde ja sonst tödtlicher Langeweile verfallen; und insofern ist die Gewohnheit, welche gegen alles Errungene bald abstumpft, nicht die träge Hemmung, als was sie gewöhnlich allein gilt, sondern vielmehr der heilsame Sporn, welcher zum Fortmachen treibt. Jede Generation wirkt nach ihrer jeweiligen Situation und Arbeitsmöglichkeit, wie ihr gerade der Geschichtslauf den Posten anwies, indem sie natürlich im Wesentlichen auf den Fundamenten der Vergangenheit fortbaut. In diesem sich Darleben und Ausgestalten aller seiner Fähigkeiten in Angemessenheit an die gegebene zeitlich-räumliche Stelle findet schon das Individuum seine höchste Lebensaufgabe und ebendamit die wahre Befriedigung.

Setzt sich nun diese „Charakterbildung", wir wir es kurz nennen mögen, von allen Einzelnen und Gleichzeitigen weiter fort in der Kettenvergliederung der Generationen, so ergibt sich von selbst die Menschheitscharakterbildung im Grossen. Sie ist das Ziel unseres ganzen Geschlechts und bedeutet nun, dass alle Potenzen und Keime, welche im Menschen als solchem liegen, successiv aktualisirt werden. Und zwar geschieht diess jetzt in Angemessenheit an die Verhältnisse von Zeit und Raum überhaupt und an die Gesammtheit aller Gelegenheiten, welche die irdische Situation im Ganzen als bildsamen Stoff des formirenden Geistes darbietet.

Schleiermacher braucht hiefür die in aller Kürze treffenden Formeln des Organisirens und Symbolisirens. Jenes mag den Komplex aller materiellen Errungenschaften bedeuten, mittelst welcher wir uns die Erde unterthan machen. Denn nach Analogie des organischen Leibes, der uns zunächst zum Dienste attachirt ist, bekommen wir dadurch ihre Kräfte in unsere freie Gewalt. „Mir stellt der Geist, die Innenwelt, sich kühn der Aussenwelt, dem Reich des Stoffs, der Dinge gegenüber. Deutet nicht des Geistes Vermählung mit dem Leibe auf seine Vermählung mit allem, was leibähnlich ist? — Die Meisten fühlen sich voll Ehrfurcht, ja in Furcht darnieder gedrückt von den unendlich grossen und schweren Massen des Erdenstoffs, zwischen denen sie so klein sich und so unbedeutend erscheinen. Mir ist das Alles nur der grosse gemeinschaftliche Leib der Menschheit, wie der eigene Leib dem Einzelnen gehört, ihr angehörig, nur durch sie möglich und ihr mitgegeben, dass sie ihn beherrsche, sich durch ihn verkünde. Ihr freies Thun ist auf ihn hingerichtet, um alle seine Pulse zu fühlen, ihn zu bilden, alles sich in Organe umzuwandeln und alle seine Theile mit der Gegenwart des königlichen Geistes zu zeichnen, zu beleben. So ist die Erde mir der Schauplatz meines freien Thuns."

Das Symbolisiren umgekehrt kann als Ausdruck für die Gesammtheit der ideellen Errungenschaften dienen. Nicht nur spiegelt der erkennende Mensch Alles in sich, sondern er geht nicht minder als praktischthätiger darauf aus, seine ganze Umgebung zum Spiegel und Gegenbild des Geistes zu machen. Dem Feingebildeten ist es

Bedürfniss, dass Alles um ihn her soweit möglich den getreuen Stempel seines Wesens trage, dass in der ganzen Einrichtung seines Hauses, seines Zimmers, seiner Lebensordnung die Charakterzüge und Gemüthseigenthümlichkeiten des Besitzers sich ausdrücken. Nicht anders im Grossen der Menschheitsbildung.

Es liegt eine tiefe Wahrheit auch in Hegels Wort vom „objectiven Geist". Geisteszüge in dinghaftfester Gestalt prägen sich mehr und mehr und steigend charakteristisch in allen Staats- und Gesellschaftsformen aus. Es kommt die wirkende Kraft, der schaffende Menschheitsgeist aus einer verhältnissmässigen Fremde immer stärker zu sich selbst, so dass er, materiell geredet, überall Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein um sich sieht. Wenn ihn die Fremde stets beengend anmuthet, so fühlt er sich in der Heimath frei; daher wir schon früher gerne die Formel acceptirten, dass die Geschichte sei ein Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit. Oder können wir sie ebensogut eine in successiven Stufen geschehende Vollendung des Selbstbewusstseins und Selbstgefühls der Menschheit nennen. Denn diese gibt ihrer inneren Wesenheit in stehenden und anschaubaren Formen immer adäquatere Objectivirung, um zuletzt als durchgebildetes geistiges Subject-Object dazustehen. So ist die Menschheit in der Geschichte ihre eigene Schöpferin. Wenn gleich sekundär und stets auf gegebener Basis, offenbart sich darin doch wenigstens eine relative Absolutheit oder abbildliche Göttlichkeit.

Wir haben vorhin gesagt, diess Endziel ergebe sich nothwendig von selbst, wenn nur jede Generation an ihrem Ort sich darlebt und auswirkt, um darin die Bewegung, Arbeit und Befriedigung zu haben, welche einem jeglichen Leben unentbehrlich und unerlässlich sind. Vollbringt Geschlecht um Geschlecht sein Pensum, so kommt zuletzt unfehlbar das Gesammtresultat heraus. Darin liegt nun allerdings zunächst ein gewisser Atomismus und zersplitternder Individualismus der Geschichtsbetrachtung. Und ich leugne nicht, dass mir das Gesammtbild der Geschichte wirklich in hohem Grad als Mosaikarbeit erscheint. Ist das Ganze fertig, so hat es tiefen Einheitssinn als wäre es das Werk einer durch-

waltenden Teleologie und permanent wirksamen Planmässigkeit. Trotzdem können wir nicht leugnen, dass die Komposition im Einzelnen sehr stark nur in ätiologischer Successionsform verläuft. Diess in dem Sinn, dass Stein zu Stein gefügt wird und Beitrag zu Beitrag kommt, ohne dass bewusster definitiver Plan und klare Absicht aufs Endziel die Arbeitenden leitete. Das helle Licht ihres Bewusstseins reicht jeweils immer nur eine grössere oder kleinere Strecke weit, jenseits deren nach der Zukunft hin Dunkel die Wege verhüllt. Und dennoch führt ihre Gesammtfortsetzung zum Ziel.

So gewiss diess ist und klar durch beobachtende Erfahrung sich bestätigt, leidet es dennoch für uns Menschen, die Gebilde des Prometheus, eine Einschränkung, welche insbesondre für die Befriedigungsseite der Arbeit von Bedeutung ist. Wir sind ja allerdings kein Bienen- oder Ameisenstaat, wo die Geschäfte jeder Generation im engsten Rahmen sich vollenden, um nachher in völliger Identität und blosser exemplarischer Vervielfältigung sich zu wiederholen. Wir sind geborene Geschichts- und Fortschrittswesen. Hiebei aber liegt die hohe Befriedigung der jeweiligen Arbeit eben in dem Gedanken, welcher trotz aller Dunkelheit im Einzelnen klar und fest in des Menschen Brust lebt, in dem Gedanken, dass wir nicht an einem individuellen Stückwerk arbeiten, sondern an einem von der Geschichte nach uns sicher fortzusetzenden Ganzen. Die Linie wird guten Muths angefangen, weil man ihrer Fortführung und Vollendung ob auch durch Andere gewiss ist. Wo wir immer historisch stehen mögen, fühlen wir uns als Mitarbeiter an einem Werk, das zum Ziele kommt. Und das ists, was der Arbeit an jedem Punkt ihren innersten Werth gibt; denn trostlos ist nur das Aussichtslose, die Anstrengung für das definitive Stückwerk. Diess meint offenbar Schiller, wenn er, freilich als Künstler zunächst nur einseitig aesthetisch von der Anticipation der Zukunft und Vollendung redet, welche an jedem Standort des Prozesses gleichgut möglich ist und somit keinerlei Ungleichheit in der Befriedigung der Generationen an sich trägt.

Ein solcher „Vorgenuss der Zukunft“ oder richtiger die per-

manente Vollendungsgarantie der Arbeit ist besonders für historisch weiterblickende Naturen, also für den geistig höher Stehenden von grosser Bedeutung. Sicherlich ist die Blickweite und das Interesse in die Zukunft hinein bei den Menschen von sehr verschiedener Grösse, obwohl sie bei Keinem als vernünftigem Wesen total fehlen dürfte, und wäre sie ihm auch nur unter dem halbegoistischen Schema seiner Kinder und Kindeskinder gegeben. Nehmen wir aber die Koryphäen der Geschichte, die historischen Bannerträger und Führerpersönlichkeiten, was war immer ihr Haupttrost, der Anker ihrer Zuversicht? Dass ihr Werk früher oder später trotz allem und allem wiederaufgenommen werden würde und insofern unsterbliches Leben habe, das siegreich über die Vergänglichkeit seines ersten oder überhaupt seiner jeweiligen Träger triumphire. Diess ist die Jedem mögliche Ewigkeit in der Zeit oder die contemplatio sub specie aeternitatis, vor welcher alle Differenzen der geschichtlichen Stellung in dieser oder jener Generation verschwinden. „Ihre Werke folgen ihnen nach“, auch völlig diesseitig und ohne transcendenten Nebensinn war das von jeher die Geschichtsstimmung aller grossen Männer. Es mag hier der Ort für die Einsetzung auch des individuellen Unsterblichkeitsgedankens sein. Diess Problem liegt jedoch für diessmal völlig ausser unserem Plan, wie alles nicht rein Immanente. Für die Menschheitsgeschichte im Ganzen aber ist durch das Gesagte der scheinbare Atomismus der Betrachtung, welchen wir zunächst zugaben, dennoch wieder in höhere Einheit aufgehoben.

Auch das beim ersten Anblick treffende Bild des Kantischen Einwands von dem successiven Bau des Hauses, in welchem doch erst die Letzten wohnen, erweist sich hienach als zu äusserlich und nicht wahrhaft passend. Bei dem Geschichtsbau ist die Differenz von Arbeitern und Werk vielmehr eine weit fliessendere; sie stehen sich beide nicht so fremd und kalt gegenüber, dass die Löhnung erst noch als ein extra dazu kommendes Dritte das einzige Einheitsband bilden würde. Hier liegt statt dessen nach dem, was wir über das Geschichtsziel gesagt, annähernde Identität Beider vor. Es ist ja sein eigenes Gegenbild, an dem der Mensch

arbeitet, sein eigenes Denkmal, das er successiv errichtet, der Spiegel seiner selbst, den er jeweils mitberstellen bilft. Dadurch schliesst sich das individuelle und das universalmenschliche oder gesammtgeschichtliche Interesse in höherer Einheit zusammen.

Auf diese Weise dürften wir auch die allgemeinen Potenzen, welche zuerst ihrer Abstraktheit und eigenen Empfindungslosigkeit wegen zurückgestellt wurden, mittelbar doch wieder als höchst werthvolle und taxationsfähige Geschichtsziele hereingebracht haben. Denn wir konnten zeigen, auf welche Weise sie sich trotzdem und zwar zu allen Zeiten in den wirklich empfindenden Individuen reflektiren.

Damit ist nun auch die zweite Frage beantwortet, welche scheinbar ganz vergessen wurde, in Wahrheit aber ihre genügende Antwort erhielt, indem wir die verschiedenen sich aufdrängenden Einwände zu lösen suchten. Es handelte sich nemlich noch um die Seite der Gegenständlichkeit, des Werks und der Arbeit am historischen Prozess, nachdem wir die Seite der Zuständlichkeit, des Lohns oder Empfindungsreflexes zuerst in Erwägung gezogen. Kamen wir bei letzterer hinsichtlich des Endziels oder goldenen Zeitalters zu einem so äusserst nüchternen Resultat und vermochten ihr nur auch gar keinen Vorrang, keine Auszeichnung vor allen andern Zeiten einzuräumen, so ist es nach dem bereits Gesagten etwas ganz anderes, wenn wir nur auf das Werk und objective Resultat selbst sehen. In dieser Hinsicht glauben wir, dass in der That das Grösste zu Stand gebracht und die rationale Realisirung unserer Gattungsbestimmung erreicht wird, in welcher der verschiedenen möglichen Formeln wir dieselbe auch ausdrücken mögen und mochten. Nicht aber glauben wir mit einer nihilistischen Geschichtsphilosophie, welche so oder anders metaphysisch fundamentirt sein mag, dass es eine Sisyphusarbeit ins Blaue und Ziellose hinein sei, wenn die Menschheit sich geschichtlich regt und darlebt.

Wenn wir uns kurz an die so viel gebrauchten Kunstausdrücke der Gegenwart über diese Probleme anlehnen, so wäre unsere Anschauung ein sehr entschiedener evolutionistischer Opti-

mismus, wie ihn schliesslich die meisten Idealisten haben. Denn für die Sache und den Gegenstand behaupten wir den sicheren Fortgang zur Vernunftvollendung. Was dagegen die eudämonologische Seite betrifft, womit ziemlich genau unsere Unterscheidung des Empfindungsreflexes ausgedrückt ist, so war unsere diesmalige Betrachtung zunächst nur ganz relativ und komparativ, ohne eine absolute Werthbestimmung zu geben. Entlehnend aus der mehrgenannten Schrift über den modernen Pessimismus bemerke ich jedoch nun, dass mir jener Befriedigungswerth, welcher durch alle Zeiten wesentlich gleich bleibt, ein entschieden positiver und für endliche Wesen oder Verhältnisse zureichender zu sein scheint.

Ich theile also weder den Empfindungspessimismus, welcher die Welt für ein konstantes Jammerthal und eine heillose Tragikomödie ausgibt, noch auch denjenigen, welcher wenigstens in dieser Hinsicht sie für schlecht und in der Hauptsache durchaus unbefriedigend hält, ja sogar glaubt, dass im Laufe des sachlichen Fortschritts diese Empfindung und Erkenntniss in immer steigender Schärfe und Bitterkeit sich herausbilden werde. Ebensowenig aber konnte ich mich dem Empfindungsoptimismus anschliessen, welcher meint, dass der Fortschritt in ein schliessliches, mehr oder weniger farbenreich gedachtes Genusseldorado führen werde, während wir die Lebensbefriedigung als eine der Möglichkeit nach durchschnittlich konstante, rechte und gerechte betrachten, wie sie dem Menschen genügen kann.

In der That, wenn wir auf den Weltverlauf im Ganzen blicken, so bestätigt sich uns jedenfalls im Grossen das bekannte und berühmte Wort: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; sie ist die wahre und durchschlagendste Kosmodicee, was für unsere immanente Betrachtung an die Stelle der alten Theodicee tritt. Sobald wir den Rahmen der vergleichenden Reflexion etwas weiternehmen und mit Durchschnitten rechnen, was einem Universalüberschlag gestattet sein dürfte, offenbart sich nicht nur eine hohe distributive Gerechtigkeit, vor welcher die Unzufriedenheit, der Schmerz oder Neid der jeweiligen Kulturstellung im Entwicklungsgang verstummen müssen. Sondern es zeigt sich zugleich und gewissermassen trotz

diesem ehernen Lohngesetz ein durchaus vernünftiger Sinn der Gesammtbewegung, eine völlig rationale geistige Bedeutung des Vorwärtsschreitens überhaupt. Und endlich reflektirt sich dieser Sinn allezeit schon in den Arbeitsprozess und seine Befriedigung hinein. So erweist sich die Auseinanderhaltung der gegenständlichen und zuständlichen, der evolutionistischen und eudämonologischen Seite zwar als eine Trennung, welche der Klarstellung wegen höchst nothwendig, aber dennoch abstrakt und der konkreten Lebenswirklichkeit gegenüber künstlich ist. Auf diese Weise angesehen leuchtet es auch ein, warum es allezeit ein prekäres Unterfangen ist, über (Gott oder) die Welt mit Worten und in dem Sinn zu Gericht zu sitzen, als handelte es sich um eine fertige Grösse, über welche die Akten jeweils geschlossen werden könnten, so dass die Verhandlung hinsichtlich des Gegebenen spruchreif wäre. Immer bleibt es für das Individuum, wie für die Gesammtheit das weitaus Richtigere, sich selbst als die eventuell anzuklagende Parthei dieses Prozesses zu betrachten und desshalb mit Thaten und in rastlosem Eifer an der geschichtlichen Beseitigung der inkriminirten Missstände zu arbeiten. Denn die richtige ethische Gesinnung legt lieber in nie ermattender Bemühung das Grosse in das Leben, als es immer nur, und zwar vielfach mit beleidigtem Schmollen darin zu suchen.

Gestehen wir nach dem Allem ein durchaus sinnvolles und insofern greifbares Ziel der Entwicklung zu, so heisst es freilich den Kreis nüchterner Erwägung beinahe überschreiten, wenn wir zuletzt sogar der Frage nach dem Anfang und der Dauer jener Epoche einen Augenblick Gehör schenken. Hier droht ja die Gefahr, in ein phantastisch werthloses Prophezeien hineinzugerathen. Denn wo der Horizont sich schliesst, ist er neblig und dunstig. Dennoch seien uns einige wenige ob auch überwiegend negative und unbestimmte Bemerkungen erlaubt.

Vom Eintritt einer solchen Reifeperiode gilt zum voraus und sogar noch weit mehr, was wir früher zu dem „ewigen Frieden“ als zu einem Hauptpunkt derselben erklären mussten: Ein plötzlicher und abrupter Eintritt ist durch die Allmähligkeit aller mensch-

lich-geschichtlichen Entwicklung total ausgeschlossen und müsste als reines Wunder bezeichnet werden. Die Uebergänge aus den Vorstufen sind nothwendig so fliessende und partielle, dass es geradezu unmöglich sein dürfte, irgend eine Grenze zwischen der Vorbereitung und Vollendung zu fixiren, wodurch sich beide scharf von einander abheben würden; das vermag jedoch für die plastische Phantasie wohl, aber nicht für den reinen Gedanken der Realität des Ziels Eintrag zu thun. Ebendamit sind natürlich alle bestimmteren Zahlangaben über Anfang oder auch Dauer eines goldenen Zeitalters als objektiv und nicht blos subjectiv unmöglich abgewiesen.

Wenn man indess diess Letztere auch zugesteht, so scheint dagegen die andre Frage nicht so ganz unberechtigt, was eigentlich nach diesem Reifepunkt kommen werde. Oder um nicht selbst der eben beseitigten Phantasieplastik zu verfallen, wäre die Frage vorsichtiger so zu formuliren, ob man sich die geschichtliche Entwicklung endlos zu denken habe oder nicht, und was in letzterem Fall als Ursache und Motiv, kurz als nähere Situation und Art des Aufhörens anzunehmen sei.

Ueber die erste Seite der Frage werden wohl Wenige im Zweifel sein. Nicht blos das natürliche Gefühl, sondern auch die ausdrücklichsten Anhaltspunkte lassen Niemand im Ernste an eine endlose Dauer der menschlichen Geschichtsentwicklung glauben, wenn gleich Manche in etwas missverstandener Fortschrittsbegeisterung so sprechen mögen. Alle Organismen der Zeitlichkeit kommen früher oder später an ein Ziel, wo sie sich auflösen. Das kann auch dem Menschheitsganzen nicht erspart bleiben.

Ein Beispiel schon in grösserem Massstab bildet der Lebenslauf von Volkskomplexen. Auch diese haben die Knotenpunkte von Geburt — im weitern Sinn —, dann Wachsthum bis zum geschichtlichen Gipfel und endlich Sinken bis zum Untergang. Denn das Fortvegetiren ohne geschichtliche Bedeutung und Leistung ist doch nur ein Vorspiel des reellen Verfalls und Verschwindens, welches sich vielleicht sehr lange hinziehen kann, aber endlich doch zum Schlusse kommt. Das Beispiel der Chinesen möchte

nicht als vollwichtige Gegeninstanz gelten dürfen oder beweisen, dass fortgehende Uebervölkerung recht wohl mit totaler geschichtlicher Stabilität und Erstarrung vereinbar sei. Einmal versteht es sich, dass die Zeiträume für den Erweis unseres angedeuteten Verfallsgesetzes nicht zu eng bemessen werden dürfen. Und fürs Andre ist es fraglich, ob nicht jener Nation durch die Aufhebung ihres hermetischen Abschlusses noch die Aussicht auf eine neue geschichtliche Lebensform eröffnet sei. Selten wird es nun sein, dass ein Volk sich nur aus sich selbst regenerirt und aus der Tiefe des scheinbaren Untergangs sich noch einmal durch eigene Kraft zu historischem Leben aufschwingt. Und sicherlich reicht auch die grösste natürliche Lebenskraft blos dazu aus, diese Metamorphose ein oder höchstens ein paar Mal ins Werk zu setzen. Eine andere und viel bedeutsamere Regenerirungsquelle sei es einzelner Völker, sei es der Gesammtgeschichte ist das Auftreten und Eingreifen unverbrauchter Naturvölker, deren rohe Frische dem mattgewordenen Kulturlauf wieder neues Blut in die Adern giesst. Oder mag durch historische Umwälzungen von grösserem Belang eine physisch-psychische Kreuzung koordinirt gebildeter Nationen zu lebenskräftigen Variationen führen. Zweifellos ist schon hiemit der Gesammtentwicklung eine unverhältnissmässig viel weitere Perspective eröffnet, als sie irgend ein einzelnes Volk hatte oder hat, und mag es sonst noch so gross und bedeutend sein. Allein es ist ebenso klar, dass diese Erneuerungsquellen der Gesammtmenschheit alle zumal doch nur endlich beschränkte sind und früher oder später versiegen müssen.

Kaum wird man derartige Erwägungen der Phantasterei zeihen können, da sie durchweg mit der Erfahrung Fühlung haben. Ich möchte sie als das geschichtsphilosophische Analogon zu den mancherlei naturwissenschaftlichen Gründen, und nicht sowohl Hypothesen, bezeichnen, welche gleichfalls die Endlichkeit wenigstens des geformten Erdenlebens erhärten.

So ist denn das einstige Aufhören unseres ganzen Geschichtslaufs eine der sichersten Zukunftserwartungen, die man überhaupt hegen kann. Irgend einmal kommt über die Menschheit als end-

liche Grösse nach allen vorhergehenden Phasen auch Winter und Todesnacht. Aber ich denke, es kommt über sie, d. h. es hat diess ganz überwiegend den Typus des naturartigen successiven Geschehens oder passiven Erleidens. Geburt und Tod ziehen sich zurück in die Tiefe der Passivität, oder in den Daseinsgrund. Unserer Selbstthätigkeit, welche erst zwischen beiden Polen sich erweist, sind dieselben ihrerseits normaler Weise und jedenfalls für das Ganze entzogen. Ebendarum kommen sie aber auch ausserhalb des Horizonts zu stehen, den sich unser bewusstpraktisches Interesse gesteckt sieht. Eine Reihe von eventuellen völlig neuen Wesen und Geschichtsträgern jedoch, die ausser allem und jedem Kontakt von reeller oder ideeller Art mit uns stünde, ist zwar ganz gewiss möglich, resp. wahrscheinlich; da sie aber der Annahme nach durch einen absoluten Riss von uns getrennt ist, so kann sie uns in der That nichts weiter angehen. Sie fällt dem Menschen nüchterner Weise so gut wie ausser Betracht, als ob sie gar nicht wäre oder auf dem Sirius lebte. Wirklich im vollen Sinn ist für uns doch nur, was irgendwie und irgendwann auf uns wirkt oder von uns Wirkungen empfängt. Jenseits dessen ist jedenfalls in dem Betracht, der uns hier beschäftigt, leere Luft und hohles Nichts, um das praktisch oder theoretisch zu sorgen müssiges Phantasiespiel wäre.

Wenn diese Erwägung des allerletzten Endes unserer Welt in solch vorsichtiger Unbestimmtheit und Negativität immerhin möglich ist, so sind wir dennoch mit ihr eigentlich schon viel zu fernsichtig geworden und haben noch über das goldene Zeitalter hinüber zu spähen versucht, das doch an sich selbst schon ganz gehörig weit vorn in der Geschichtslinie liegen muss. Mag auch in allewege dereinst eine graue Zukunft ihre Nebel auf die Ebene der Geschichte senken, und mag sie einbrechen, die Nacht, da Niemand von unserer Gattung mehr wirken kann — noch ist es Tag, heisser Sommertag der Geschichte und ihrer Arbeitsfülle, wie nicht minder schwere Gewitter und tüchtige Acquinoctialstürme zuvor in Aussicht genommen werden müssen. Vorläufig handelt es sich auf weite, weite Fernen hinaus für die Menschheit noch

um ganz etwas Anderes, als um erntendes Abschliessen oder sinnendes Kontempliren und Rekapituliren des historischen Lebenslaufs, um Träumen, Schlafen und Sterben. Es handelt sich vielmehr um „Beschäftigung, die nie ermattet, die langsam schafft, doch nie zerstört; die zu dem Bau der Ewigkeiten zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht; doch von der grossen Schuld der Zeiten Minuten, Tage, Jahre streicht“.

3. Résumé: Sittliche Gesammtbedeutung der Idee eines goldenen Zeitalters.

Diesem hohen und dabei doch nüchternen Idealismus unseres grossen Dichters kann und muss jeder sittlich Denkende ohne Weiteres beipflichten. Gewiss ist es aber gerade für solch eine rastlose und ausharrende Arbeit kaum entbehrlich, dass ihr ein positives Ziel vorschwebe, wie es eben in der Idee eines goldenen Zeitalters deponirt erscheint. Ethisch unbrauchbar ist uns ein trostloses Auf und Ab ohne Aussicht auf Vollendung, ein ziellos kindisches Spiel des geschichtlichen Werdens und Vergehens, bei welchem nichts herauskommt. Wenn von der Welt das tragische Wort des alten und doch wieder so modernen Heraclit gilt: ***Τοιαύτην τινὰ παιδιὰν παίζει ὁ Ζεύς***, so ist sie uns ein verrückt werthloses „Pflichtmaterial“, um den Kontrast mit Fichte's grossartiger Weltformel auszudrücken. Aber auch ein gar zu düster und negativ gefärbtes Ziel, wo die Geschichtsaufgabe in kühnem Kompromiss der trüben Grundanschauung mit dem Fortschrittsgedanken, von der Weltvernichtung repräsentirt wird, kann uns nie befriedigen — alle diese Ansichten müssen, die Eine immerhin mehr, die andere weniger die sittliche und historische Spannkraft lähmen und den guten Muth rauben oder doch schwer schädigen, welcher aus dem natürlichsittlichen Gefühl ohne künstliche Verkümmerung erwüchse.

Den hohen Arbeitswerth unserer Idee halten wir also unerschütterlich fest, auch wenn wir selbst im Verlauf die stärksten Abstriche derselben vornehmen und gar Vieles in oder an ihr für Illusion erklären mussten. Denn allerdings kam bei uns das pro-

saischvorsichtige Sprüchwort gehörig zu seinem Rechte: Es ist nicht Alles Gold, was glänzt! Nicht blos wurde beseitigt, was die dramatische und plastisch arrangirende Künstlerin Phantasie aus ihrem Farbenvorrath dazu that, um ein anschaubares, scharfumgrenztes Bild herauszubringen. Sondern wir mussten auch an dem, was meist als gediegener Rest übrig bleiben soll, noch einmal die kritische Sonderung in Schaale und Kern vornehmen, ähnlich wie wir an manchen Früchten ein Doppelgehäuse abzulösen haben. Schaale unhaltbarer Art war uns jede Meinung eines wirklichen und wesentlichen Genussfortschritts, Kern dagegen die sittliche Vernunftwahrheit einer definitiven Realisirbarkeit des Menschenbilds als der Geistesbestimmung unseres Geschlechts. An dem goldenen Zeitalter der Vergangenheit war der wahre Sinn gleichfalls der, dass einst der Menschheit in grauer Vorzeit ihre höhere Idealität und die Quintessenz ihrer beginnenden Geschichtsaufgabe blitzartig aufleuchtete; und so entspricht Dem das Winken der Verwirklichung dieser Ideale am Ziel.

Wenn aber an unserer Idee sovieles Illusion ist, scheint die Gefahr zu drohen, dass sie früher oder später allgemein durchschaut wird und alsdann ihre Zauberkraft verliert. Ich glaube es nicht. Hat sie doch genug unzerstörbaren Kerns an sich, welcher bleibt, auch wenn die Hülle sinkt. Letzteres wird aber kaum der Fall sein, ohne und ehe dass das geistige Auge für die richtige Taxation des ethischrationalen Kerns reif ist. Denn auch dann noch, wieviel mehr also für den Durchschnitt der Menschen ist es in der That eine der allerzähesten und hartnäckigsten Illusionen unserer Natur, welche uns als Fata Morgana auf der Wanderung mit dem Schein eines eudämonologischen Siegespreises äfft. Vielleicht liegt aber in dieser so tief gewurzelten optischen Täuschung unseres geistigen Sehvermögens oder Zukunftsgefühls eine ganz heilsame pädagogische Einrichtung der Natur, welche auf die Schwäche des sinnlichen Menschen berechnet ist — oder aus ihr ätiologisch resultirt, wie man es betrachten will. Jener Schein erhält selbst der lohnsüchtigen Trägheit gegenüber die rastlose Bewegung; aus der Bewegung und Kraftübung aber entspringt auf

Einen Schlag das Seinsollende oder Gute und in nüchterner Bescheidenheit bemessen auch das Angenehme oder Befriedigende. Der fortschreitende Mensch findet also das Richtige, nur in anderer Weise, als er es eigentlich selbst gemeint hat. So verfielen nicht minder die alten Laboranten und Goldsucher bei Gelegenheit dieses eitlen Bemühens bekanntlich mehrfach auf diess und das, was noch bedeutsamer war, als wenn sie wirklich den Stein der Weisen oder Gold gefunden hätten. Oder Kolumbus suchte in Kraft apriorisch-innerer Ueberzeugung einen neuen Seeweg nach dem alten Goldland Ostindien und entdeckte Westindien.

Man mag also immerbin von einer gewissen List der Idee reden, welche sie in den Gesetzen ihrer historischen Perspective mitunterlaufen lässt, wie sie auch sonst zuweilen mit ähnlichen Kunstgriffen umgeht und ein tief Wahres in ein sinnenfälligeres und anziehenderes schematisches Gewand hüllt. Nur möchte ich das um des guten Zwecks oder des resultirenden Ersatzes willen doch nicht einen Trug genannt wissen, sondern freier von Mystik vielmehr als eine Art von Naturheilkraft der Schwäche durch die Schwäche bezeichnen.

So wenig wir für unsere Idee irgend eine fixe und markirte Stelle in der Zeit oder hinsichtlich des Herrschaftsgebiets beanspruchen zu dürfen glauben, so gewinnt dennoch durch dieselbe und zwar in ihrer rückwärts wie vorwärtsblickenden Zwillingsgestalt unsere ganze Geschichtsbetrachtung ein vernünftigeres Gepräge und sinnvollere Gliederung. Können wir doch überhaupt die Menschheit beim Gesammtüberblick nicht als eine Masse blos diskreter Einzelgebilde ansehen, sinnlos im Ganzen, wenn auch rational und sinnvoll im Einzelnen. Ob wir ausschliesslich an die punktuelle Individualvernunft glauben, welche aber in der Kettenverschlingung der Generationen sich trotzdem zu einer gewissen Einheitspotenz höheren Grads erhebt, oder ob wir ahnend ein tieferes Prinzip annehmen, das im Wechsel der Zeit beharrend jene ganze Vielheit überkräftig trägt und bindet, — beidemal erscheint uns unser Geschlecht auch im Grossen als ein wohlgefugter und in sich geschlossener Organismus, dessen Miniaturbild wir von An-

fang an im individuellen Leben sahen. Hiebei bezeichnet unsere Doppelidee die markanten Knotenpunkte, die charakteristische Artikulation, welche wir an die Stelle einer geradlinigen Eintönigkeit und Schablonenmässigkeit der Entwicklung etwa von unten nach oben setzen möchten. Die Anfänge der eigentlichen Geschichte konnten wir durch die Annahme einer divinatorischen und sozusagen instinctiv programmatischen Jugendidealität der Menschheit höher im Werthe taxiren, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Den Schluss dagegen mussten wir bei entschiedenster Wahrung des Kerns durch die Einräumung eines so starken optischen Scheins gegen die überwiegend übliche Werthschätzung etwas herabdrücken. Auf diese Weise entsprechen einander beide Punkte in harmonischer Symmetrie und kommt statt der endlosen Geraden der „Naturkreis" heraus: Dort die schöne vielversprechende Blüthe, hier die gediegene, gezeitigte Frucht, dort ahnungsvolle Frühlingsschauer und hier ein milder sonniger Spätherbst. Am farbigen Morgen- und Abendhimmel steht derselbe Stern, nicht als Irrlicht trotz seines Flimmerns, sondern als ein getreuer Leitstern bei der rüstigen Fahrt durch des Gesammtlebens Meer.

Was der Menschheit eigenem Geiste entstammt und zu allen Zeiten unzerstörbar in ihrer Brust lebt, leitet sie hin zu ihrem Schicksal. Oder da die Geschichte auch Freiheit ist, so nennen wir es lieber ihre Mission und das Ziel ihres Berufs. So sind es trotz Allem und Allem dennoch geistige Mächte und Ideen, welche über dem gemeinen Getriebe ihr höheres Scepter führen.

Dritter Abschnitt.

Die Gegenwart als hochkritischer Uebergangspunkt in der Entwicklungslinie (Symptome und Gründe ihrer eigenthümlichen Verstimmung — eventuelle Lösung derselben).

Unsere bisherigen Erwägungen waren alle geflissentlich universal gehalten. Sie sahen von einer jeweiligen Phase der Zeit und somit auch von der Gegenwart ab, welche jedenfalls nur gelegentlich als Moment neben andern berücksichtigt wurde. Anhangsweise dürfte es jedoch immerhin angezeigt sein, diejenige Entwicklungsstation, welche gerade uns in der Zeit — und theilweise im Raum — besonders nahe angeht, für sich ins Auge zu fassen und zu fragen, wie denn nun eben auch sie sich in die Gesammtlinie einfüge.

Gewiss darf man es bei der Inbetrachtnahme seiner Gegenwart nicht vergessen, dass es ihr gegenüber eine sittliche Pflicht gibt, welche man Patriotismus, übersetzt aus dem mehr Räumlichen ins Zeitliche nennen könnte. Unser Schiller sagt einmal in dem früher schon berührten Gedankenzusammenhang: „Ich möchte nicht gern in einem anderen Jahrhundert leben und für ein anderes gearbeitet haben. Man ist ebensogut Zeitbürger als man Staatsbürger ist; und wenn es unerlaubt gefunden wird, von den Gewohnheiten seiner Umgebung sich völlig auszuschliessen, warum sollte es weniger Pflicht sein, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniss und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?“ Nun ist aber die patriotische Pietät, welche wir hienach als Analogon auch für die Stellung des Individuums zu seiner augenblicklichen Geschichtsstufe ansehen dürfen, die richtige nüchterne Mitte zwischen zwei entgegengesetzten Verirrungen. Ich meine den oft so windigen Kosmopolitismus und den blinden, bornirten Chauvinismus. Diess auf unseren Gegenstand angewandt, so wäre es fürs Erste verwerflich und falsch, in kalter Abstraktion sich von

seiner Zeit zu lösen. Mit ihr hängt ja doch das Individuum, ob es will und weiss oder nicht, in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern so eng zusammen, dass eine blosse Lobpreisung anderer, sei es vergangener oder künftiger Zeiten eine leere Hohlheit und Abgeschmacktheit ist und nach dem früher Bemerkten sich vor Allem der Gefahr schwerer Illusion aussetzt.

Seltener als die historische Fernsichtigkeit, welche sich namentlich als Vergangenheitssentimentalität geltend macht, ist nun aber fürs Andere die Kurzsichtigkeit. Dennoch kann es zur Abwechselung vorkommen, dass auch sie sich einer ganzen Zeitstimmung vorübergehend bemächtigt und zur laudatio temporis praesentis, zur kritiklosen Ueberschätzung der jeweiligen Stufe mit mehr oder weniger Hang zur eitlen Unfehlbarkeit wird. Damit ist nicht ausgeschlossen, dass vielleicht so ziemlich dieselbe Zeit und die gleichen Leute an einer mehr oder weniger tiefen Verstimmung und Unbefriedigung leiden. Das Letztere ist ihr Gefühlszustand, die Lobpreisung dagegen ihre theoretische Meinung, der sie am Ende um so lauteren Ausdruck geben, je weniger es ihnen bei der Sache wohl ist. Oder machen sie auch nur aus Gewohnheit in der gleichen Tonart noch fort, wenn der Umschlag bereits eingetreten ist. Gerade von einem Manne, der selbst für Freiheit und Fortschritt begeistert war, müssen noch heutigen Tags wir Angehörige einer hochgespannten Kulturzeit die klagende Warnung vor einer allzuhohen Taxation der Gegenwart doppelt berechtigt und beachtenswerth finden. In seinen Monologen, dieser Neujahrsgabe genau an unseres Jahrhunderts Schwelle lesen wir von Schleiermacher das bittere Wort: „Des schnöden Lobes ekelt mich, das der gegenwärtigen Welt von allen Seiten verschwendet wird, damit wieder das Werk die Meister lobe. Von Verbesserung der Welt spricht so gern das verkehrte Geschlecht, um selbst für besser zu gelten und über seine Väter sich zu erheben. — Als hätten ihres gewaltigen Verstandes donnernde Stimmen die Ketten der Unwissenheit gesprengt; als hätten von der menschlichen Natur, die nur als dunkles kaum kennbares Nachtstück abgebildet war, nun endlich sie ein kunstreich Gemälde aufgestellt, wo geheimnissvolles

Licht — ach kommts von oben oder von unten her? — Alles wunderbar erleuchtet, dass kein gesundes Auge mehr den ganzen Umriss oder einzelne Züge verfehlen könne; als hätte ihrer Weisheit Musik die rohe räuberische Eigensucht zum zahmen geselligen Hausthier umgeschaffen und Künste sie gelehrt: so reden sie von der heutigen Welt, und jeder kleine Zeitraum, der verstrichen, soll reich an neuem Gut gewesen sein. Wie tief im Innern ich das Geschlecht verachte, das so schamlos, als nie ein früheres gethan, sich brüstet." — —

Sicherlich hat Niemand das Recht oder auch nur die Aussicht, auf seine Zeit zu wirken, wenn er bedingungslos und in jeder Hinsicht mit ihr zerfallen ist und lediglich als höhnischer Krittler oder Tadler allen ihren Errungenschaften und Bestrebungen gegenübersteht. Ebenso unrichtig aber möchte die Forderung sein, dass man, um an seiner Zeit mitzuarbeiten, in unbedingter und unverklausulirter Begeisterung ihr anhängen müsse und sich den Luxus einer abweichenden Privatansicht in keinem Stück erlauben dürfe. Als ob nicht auch gegenüber einem ganzen Zeitgeist eine für die Sache kämpfende Oppositionsparthei so nothwendig und heilsam wäre, wie irgend sonst! Nur der eigensinnige Widerspruch um des Widerspruchs willen ist nichtig und tadelnswerth, gleich dem Zweifel, der sich nicht über sich selbst emporringt. Und was vor Allem für die directe Praxis gilt, findet seine Anwendung auch auf den viel harmloseren Fall einer rein theoretischen Untersuchung. Wir werden also nach den soeben aufgestellten Grundsätzen unsere Gegenwart in Zeit und Raum mit ruhiger Nüchternheit ins Auge fassen, uns den Blick für Licht und Schatten gleich sehr offen halten und einfach dem goldenen Kanon des diesjährigen philosophischen Heros Spinoza folgen, welcher zuallererst eine unbefangenobjective Erkenntniss der fraglichen Erscheinungen verlangt, ehe gleich die positive oder negative Werthtaxirung applicirt wird.

Blicken wir auf unsere nähere Gegenwart, so tritt uns als seltsame Eigenthümlichkeit derselben ein starker unverkennbarer Kontrast entgegen. Wir leben nicht in einer Zeit dumpfer träger Stagnation, wo zur Verzweiflung der Mitlebenden nur auch gar

nichts geschieht und das Rad der Zeit wenigstens hinsichtlich des materiellen Gehalts stillezustehen scheint. Wir stehen ebensowenig in einer totalen Unglückszeit, wo lauter herbe und widrige Geschicke auf den Generationen lasten, wo Alles zerfällt und nichts gebaut wird. Vielmehr repräsentiren unsere Tage einen so entschiedenen Arbeitswerth auf den verschiedensten Gebieten, einen so starken und energischen Fortschritt, eine so hochgesteigerte Bauthätigkeit, als sie nur je in der Geschichte vorkamen. Wer diess unserer Zeit nicht anerkennen wollte, müsste sein Auge mit Gewalt gegen ihr Ringen und Streben verschliessen.

Andererseits aber ist ebensowenig wegzuleugnen oder zu ignoriren, dass ein Zug von tiefer seelischer Alterirung, deutlicher von Unbefriedigung und Verstimmung durch ebendieselbe Gegenwart und auf den verschiedensten Gebieten geht. Wer ihn blos als etwas schlechthin Momentanes bezeichnet, das in kürzester Frist vorübergehen werde, möchte doch vielleicht die Sache gar zu leicht nehmen. Wir wollen uns mit den zahlreichen anderweitigen Symptomen jener Störung und Verstimmung hier nicht weiter aufhalten, sondern nur über zwei besonders eklatante Erweise derselben eine statistische und eine medicinische Stimme anführen, die man doch wohl für beachtenswerth halten muss.

„In Bezug auf die Irren und Selbstmörder, sagt ein anerkannter Statistiker, zeigt die Rechnung nicht sowohl eine Konstanz, als eine regelmässige Zunahme in den meisten, vor Allem in den protestantischen Ländern der intensivsten modernen Kulturentwicklung". Auch der berühmte Psychiater Griesinger neigt zu der Annahme, dass die Zahl der Irren in fortwährender Vermehrung begriffen sei, und glaubt zwischen dieser Thatsache und den Formen unseres heutigen Kulturlebens einen Zusammenhang nachweisen zu können, wenn er sagt: „Die Steigerung der Industrie, der Künste und Wissenschaften setzt auch eine allgemeine Steigerung der cerebralen Thätigkeit voraus. Die immer weitere Entfernung von einfachen Sitten, die Verbreitung der feineren geistigen und leiblichen Genüsse bringt früher unbekannte Neigungen und Leidenschaften mit sich. Die allgemeine liberale Erziehung weckt unter

der Masse einen höher strebenden Ehrgeiz, den nur die Wenigsten befriedigen können, der den Meisten bittere Täuschungen bringt. Industrielle, politische und soziale Schwindeleien wirken erschütternd auf die Einzelnen, wie auf das Ganze. Alles lebt rascher; ein fieberhaftes Jagen nach Erwerb und Genuss und die ungeheuer ausgedehnte Diskussion aller politischen und sozialen Fragen hält die Welt in steter Aufregung. Man kann sagen, dass schon diese Verhältnisse in der modernen Gesellschaft Europa's und Amerika's einen allgemeinen halbrauschartigen Zustand von Gehirnreizung unterhalten, der sehr weit vom natürlichen und normalen Verhalten entfernt ist und der zu psychischen Störungen disponiren muss. So manches Einzelne kommt dazu. Die demoralisirenden Einflüsse der grossen Städte, die häufigere Ehelosigkeit, das vielfach veränderte Verhalten zur Religion dürften als mitwirkende Faktoren anerkannt werden". Diese fatale Stimme schon aus dem Jahre 1861 wird von einem anderen Fachmann noch aus viel neuerer Zeit durch die Behauptung verstärkt, dass der Grössenwahnsinn geradezu als die spezifisehe Psychose unserer Zeit bezeichnet werden müsse.

Das sind denn doch bedenkliche Zeugnisse vollwichtiger Auktoritäten, deren durchschnittliche Richtigkeit Jeder aus engerem oder weiterem Erfahrungsgebiet bestätigen muss. Wir würden demnach, so scheint es, die gesteigerten Fortschritte der Kultur nur um den Preis des schlimmsten Rückschlags auf die Subjekte und ihren seelischen Normalstand erhalten. Dem Fortschritt in der Sache entspräche ein mindestens ebensogrosser Rückschritt hinsichtlich des Empfindungsreflexes. In unserer allgemeinen Berechnung wollten wir nun zwar keineswegs diese beiden Seiten miteinander wachsen und die eine so gut wie die andere zu immer grösserem positivem Werth gelangen lassen. Noch viel weniger jedoch geben wir ein umgekehrtes Verhältniss ihres Fortgangs zu, wie diess bekanntlich eine weitverbreitete geschichtsphilosophische Ansicht unserer Tage thut. Aber kann sich dieselbe nicht in der That auf jene Erscheinungen der unmittelbaren Gegenwart berufen und uns daher vorwerfen, dass wir in lauter Fernsichtigkeit und

abstrakter Allgemeinheit der Betrachtung just das Nächstliegende und somit erfahrungsmässig Sicherste übersehen?

Würden jene Fatalitäten der modernen Bildungszustände dem Fortschritt als solchem normaler Weise anhängen und desshalb in seinem Weitergang mitlaufen, ja sich stetig steigern, so würde sich allerdings die Perspektive eines noch so nüchtern gedachten goldenen Zeitalters in die Aussicht auf's Irrenhaus und auf ein selbstmörderisches Nirwana der Menschheit verwandeln; unsere ganze frühere Betrachtung wäre falsch und als konstruktive Fiction hinfällig. Also schon um sie zu halten, um sozusagen die Probe der Rechnung zu ziehen, können wir der speziellen Erwägung der Gegenwart nicht ausweichen, aus deren Habitus so schwere Geneninstanzen mit dem Anspruch auf schlagendste und exakteste Beweiskraft entnommen werden. So angesehen erhält diese unsere scheinbar tagesmässige Digression dennoch allgemeinere und sachliche Bedeutung für eine über dem Moment stehende Frage.

Zwar ist alle Zeit ihrem Wesen nach ein beständiger Fluss und Uebergang; daher Goethe tiefwahr sagt, dass „wir alle ad interim leben". Daneben ist aber ebenso unverkennbar, dass es innerhalb der Zeit überhaupt Interimistika und Uebergangsperioden im ganz eminenten Sinne gibt. Und gerade von der Art dürfte mit nur wenigen gleich starken Analogien in der Geschichte unsre Gegenwart sein. Auf Grund dessen können wir alle jene Einwände zugestehen und müssen es ja, da sie auf offenkundigen Thatsachen beruhen. Wir können ohne Beschönigung und Verkleinerung die theilweise tiefen Schatten einräumen, welche wenigstens nach Einer Seite hin auf unserer Gegenwart liegen und ihre subjektive Bilanz unter das Durchschnittsniveau herabzudrücken drohen. Und dennoch braucht uns all diess für das Gesammtbild nicht massgebend zu sein. Im Gegentheil werden wir unsererseits sagen dürfen: Wer ausschliesslich oder doch überwiegend gerade nur die Jetztzeit und ihre nächstliegende Signatur kopirt, um diess dann nichtsdestoweniger als universales Welt- und Geschichtsgemälde auszugeben, der ist nicht gerecht und umsichtig genug. Seine oft so lebenswahr imaginirten Bilder haben

wohl zeitweise unleugbaren Werth, aber nicht den Anspruch auf dauernde Gültigkeit. Es fehlt ihm trotz aller sonstigen Verwandtschaft doch zum Theil eben unter dem fascinirenden Einfluss der Modernität an der spinozisch-hegelschen Ruhe der contemplatio sub specie aeternitatis sive universi.

Für Extrazeiten vollends von ganz hervorragender Art haben wir bereits im Allgemeinen Modifikationen der oben aufgestellten Durchschnittsgesetze zugestanden. Es ist nun noch etwas näher zu zeigen, woher die Abweichungen für unseren Fall eigentlich kommen. Damit verbindet sich unmittelbar das Weitere, anzudeuten, wie sie voraussichtlich früher oder später wieder in die normalen Bahnen einlenken und damit aufhören werden, Gegeninstanzen wider unsere Gesammtanschauung zu sein.

Um die Sachlage mit einem drastischen Bilde zu illustriren, welches jedem Naturfreund wohlbekannt ist, so dürfte die moderne Welt in den verschiedensten Beziehungen einem aufgestöberten Ameisenhaufen gleichen, wo Alles in wilder Hast durcheinander kribbelt und krabbelt, jedoch bald wieder in die geordnete Betriebsamkeit der ächten Ameisennatur zurückkehrt. Nicht anders bei uns modernen Menschen! Die Fortschritte der neueren Zeit geschahen nach langer Stagnation oder wenigstens nach bedächtigem Wachsthum plötzlich ruck- und stossweise; lange Versäumtes wurde mit Riesenschritten nachgeholt, Ungeahntes im einmal begonnenen Fluge erobert. Indess ist es zum Glück für die Menschheit und ihren gesunden Bestand ebenso sicher, dass die so gewaltig sprudelnden Quellen auch wieder intermittiren und aussetzen oder doch ruhiger fliessen. Denn sonst würde freilich die Verdauungs- und Assimilationskraft unserer Gattung weit überschritten. Wer weiss aber nicht, dass dieselbe Unregelmässigkeit des Tempo's sich auch beim Individuum in der Entwicklung des physischen und psychischen Organismus zeigt. Nur der todte Mechanismus der Uhrwerke kann zu einem allezeit stetigen Gang regulirt werden.

Insbesondre lässt sich bemerken, dass eigentlich erst in unserem Jahrhundert die Folgen der zwei neuzeitlichen Hauptkatastrophen im Detail fühlbar werden, oder sich deren feinere Konsequenzen nach

und nach entfalten. Ich meine natürlich die französische Staatsrevolution von 1789 und die religiöskirchliche Reformation des 16. Jahrhunderts, zwei Ereignisse, deren entschiedener innerer Parallelismus allerdings von Freund und Feind zuzugeben ist. Mit dem Letzteren hängen vor Allem die religiösen und ethischen Umbildungen zusammen, welche unsere Zeit in weit höherem Masse, als selbst das achtzehnte Jahrhundert bewegen. Dem bisherigen Plane gemäss bleiben aber derartige Fragen hier mehr ausser Betracht, um die Rechnung nur mit profanen Faktoren zu führen, welche mit der erstgenannten Umwälzung in näherer Beziehung stehen. Und da wird nun wohl kaum geleugnet werden können, dass wirklich erst in unserer Zeit die guten wie die schlimmeren Früchte jener französischkosmopolitischen Massenaussaat reifen und sich in den weitesten Kreisen zu schmecken gehen.

In dem Labyrinth von Fragen, die sich hiemit aufthun, kämen wir zu weit ab, wenn wir uns nicht auf dasjenige beschränkten, was wir bei der früheren Untersuchung des Fortschritts gleichfalls besonders hervorhoben. Es ist der Komplex der politischen und sozialen Aenderungen, den wir mit dem zusammenfassenden Namen eines prädominirenden Liberalismus bezeichneten. Aber wie? können wir auf einmal so ungerecht, können wir nach allem, hinsichtlich des Kerns dieser Richtung bereitwillig Zugestandenen nun plötzlich so inkonsequent sein und dieselbe jetzt in mindestens nahen Zusammenhang mit den Schäden, der Unbefriedigung und verstimmten Unbehaglichkeit der Gegenwart bringen? Ich glaube, dass ein genauerer Nachweis zu zeigen vermag, wie weder Ungerechtigkeit, noch unlogische Folgewidrigkeit darin liegt, wenn wir dem Liberalismus allerdings zum wenigsten eine starke Mitverursachung jener modernen Empfindungsweise nicht sowohl schuldgeben, als zuschreiben.

Das Erste, was zu betonen wäre, dürfte der Schmerz der Enttäuschung sein, den sich die Menschheit besonders in lebhaft bewegten Zeiten durch schiefe oder nur halbrichtige Erwartungen von der Tragweite und dem Werth gerade des freiheitlichen Fortschritts und verwandter Bestrebungen selbst bereitet. Enttäuschung

aber ist in der That sozusagen die Grundformel, in welcher alle moderne Verstimmung zusammentrifft. Früher wurde darauf hingewiesen, wie liberale Zugeständnisse von Seiten der bisher Privilegirten wesentlich als Opfer an die Idee oder als eine Selbstverleugnung zu betrachten seien, welche mindestens zunächst mit realen Einbussen und Unbequemlichkeiten verbunden ist. Auf dieser Seite der Gebenden weiss man also zwar vorher, dass man etwas Gewohntes und unmittelbar Angenehmes verliert; indessen weiss man es doch meist nur im Prinzip, während die Folgen im Detail sich erst hinterher einstellen und dann wohl mannigfach die grossherzige That wieder stillschweigend bereuen lassen. Es stellt sich somit eine nur halb in Rechnung genommene und desshalb um so widrigere Unlust ein, oder es bildet sich wenigstens vorübergehend eine Verstimmung gegen die Idee, als wäre man von ihr betrogen worden — bekanntlich eines der fatalsten Gefühle!

Was ich meine, zeigt sich aber noch viel deutlicher bei den Empfangenden. Das einem jeden Menschen natürliche sittlichvernünftige Gefühl erklärte ihnen in dunklem Drang den Fortschritt als nothwendig und begehrenswerth. Bei dem Mangel an Licht aber, welcher in den Regionen des ungebildeten und überwiegend instinktiven Triebs herrscht, kann es kaum ausbleiben, dass sie das rational Begehrenswerthe und sittlich Seinsollende ohne weiteres mit dem Angenehmen, ja mit dem sinnlich Beglückenden verwechseln. Denn diess Letztere ist es ja, auf welches sich ihr Interesse am greifbarsten und gewöhnlichsten bezieht. So erwarten sie denn von der freiheitlichen oder sonst praktischen Neugestaltung ihrer Verhältnisse goldene Berge, erwarten Früchte auch in einer Richtung oder wenigstens zu einer Zeit, welche zunächst noch keinen Ertrag verspricht. Denn die Wechsel des Sittlichen sind meist auf lange Sicht ausgestellt. Ja man erntet nicht blos noch keine derartigen Früchte, sondern muss den Fortschritt vielfach auch seinerseits sogar mit Opfern an unmittelbarer Behaglichkeit und Bequemlichkeit des Dahinlebens bezahlen. Wiederum ergibt sich und zwar diessmal in doppelter Hinsicht das peinliche Gefühl

des scheinbaren Betrogenseins, welches am drückendsten ist, weil es zugleich beschämend wirkt! Stets wiederholt sich die alte tiefsinnige Wahrheit, welche in der religiösplastischen mosaischen Erzählung vom Sündenfall niedergelegt ist: „Sie assen vom Baum der Erkenntniss und — wurden gewahr, dass sie nackt waren". Das Kind, welches ungeduldig den Wegfall des Gängelbandes herbeiwünscht, bezahlt seine ersten freien Schritte mit Beulen. Dasselbe lässt sich im Grossen zeigen. Kant z. B. erklärt selbstverständlich in seinem Staatsrecht den freiheitlichen Vernunftstaat für allein menschenwürdig und desshalb für kategorisch gefordert. Aber mit der ihm eigenen Nüchternheit, ja sittlichen Rigorosität unterscheidet er dennoch jenen obersten Vorzug eines Staatswesens einerseits, und das Wohl oder die Glückseligkeit der Staatsbürger andererseits. Von letzteren Momenten meint er, „dass sie vielleicht, wie auch Rousseau behauptet, im Naturstand oder unter einer despotischen Regierung viel behaglicher und erwünschter ausfallen."

Ich denke, es fehlt nicht an geschichtlichen Belegen für diesen Satz. So fragt es sich unter Anderem noch, ob die Situation der ehemaligen Negersklaven in Amerika durch ihre Befreiung nicht zunächst eher eine Verschlimmerung hinsichtlich des blos natürlichen Daseins erlitten habe. Denn an einzelnen Schaudergeschichten ihrer früheren Lage, welche sogar in wohlmeinend agitatorischer Absicht vielleicht noch ein bischen ins Grasse und Unwahrscheinliche gemalt sind, dürfen wir denn doch nicht einseitig hängen bleiben. Aehnliche Zweifel über sinnlichen Fortschritt oder Rückschritt hört man äussern, wenn die unmittelbaren Folgen von der grossherzigen Aufhebung der Leibeigenschaft durch den russischen Kaiser zur Sprache kommen.

Doch wir brauchen gar nicht in die Ferne zu gehen. Die Lockerung und Lösung der gesetzlichen oder Gewohnheitsbande zwischen Herrschaften und Dienstboten hat sicherlich das Loos auch der letzteren beträchtlich verschlimmert. An die Stelle eines patriarchalischgemüthlichen Verhältnisses ist der kalte und zweischneidige Rechtsstandpunkt getreten. Der ruhelose Wechsel nur um des Wechsels willen als die irrationalste Form der noch un-

verstandenen modernen Freiheit lässt die Dienenden nirgendsmehr heimisch und eingewohnt werden. Von dem alten Athen dagegen wird es als ein Zug seiner feinsinnigen Bildung gerühmt, dass es auch die Sklaven so human behandelt habe. Namentlich war diess bei den im Haus Geborenen der Fall, wo es übrigens auch von dem viel rauheren Rom gesagt werden darf. Seien wir ehrlich: Hatten es unter solchen Umständen sogar die Sklaven (und natürlich auch ihre Herren) eudämonistisch betrachtet nicht besser, als unsre modernen Dienenden, die ohne Halt hin und her irren und nirgends zu Hause sind? In Anbetracht dessen lässt sich auch begreifen, warum so hohe und edle Geister, wie ein Plato und Aristoteles, die Sklaverei in der ihnen bekannten Form ruhig für etwas ganz Natürliches und Normales hielten, solange es nun einmal wegen der stärksten Differenzen von Begabung sowohl als von Aufgaben den Unterschied von Herren und Dienenden d. h. schliesslich von feinerer und gröberer Arbeit überhaupt gibt. Dass das Sklavenverhältniss trotzdem das Unrichtige ist, dass es auch abgesehen von allen Ausschreitungen und in der humansten Form gehalten dennoch ganz einfach gegen die Menschenwürde verstösst und desshalb im Lauf des Fortschritts absolut fallen musste, ist eine selbstverständliche Erkenntniss unserer feiner gewordenen Zeit. Nur kann sogar diess Beispiel, grell und scheinbar barock wie es ist, zeigen, dass die Fortschritte, welche von der Idee als von einer gestrengen Herrin gefordert werden, zeitweise gar sehr ihre zwei Seiten haben. An diese Zweiseitigkeit knüpft die Verstimmung an: Die von Anfang an falsch gestellte Rechnung will nicht stimmen, Eine unberechtigt gehegte Illusion um die andere zerrinnt und der Rest ist — vorläufig — tiefer Verdruss; all diess natürlich in sehr verstärktem Mass, wenn eine Zeit sachlich so inhaltsreich und fortschrittlich ist, wie die unserige, also zu jenen Irrungen extensiv und intensiv viel mehr Gelegenheit gibt.

Nichts desto weniger bleibt es bei dem grossen Wort, mit welchem Kant das Biblische ins Weltliche übersetzt: „Trachtet am Ersten nach dem Reich der praktischen Vernunft und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch das Uebrige alles zufallen“.

Alle freiheitlichen Massnahmen stehen von Haus aus in viel näherer Beziehung zum geistig-sittlichen, als zum sinnlich-materiellen Interesse; desshalb handelt es sich fürs Erste darum, dass ihnen eben auch die richtige innere Haltung, besonders die erforderliche moralische Gesinnung auf Seiten der Gebenden wie der Empfangenden nicht fehle, sondern sie mehr und mehr mit andauernder Stärke und Klarheit begleite. Diejenigen, welche in spontanem Opfer auf diese und jene Privilegien zu Gunsten grösserer Freiheit und Gleichheit Aller verzichten, dürfen diess nicht blos in aufwallendem moralischem Enthusiasmus thun, der rasch wieder verfliegen kann, sondern müssen sich in einer Art von charaktervoller Gefühlskonsequenz dieselbe Höhe der Auffassung auch bei der konkreten Probe dauernd zu erhalten wissen.

Die Empfangenden dagegen müssen zu grösserer Klarheit und Schärfe entwickeln, was sie zuerst nur als dunkeln Instinkt besitzen, nemlich den Sinn fürs vernünftig Gute und sittlich Werthvolle auch im Unterschied vom Angenehmen oder gar sinnlich Behaglichen. Thun sie diess, so werden sie bei freiheitlicherer Gestaltung ihrer Lage nicht mehr Dinge erwarten, welche wenigstens zunächst gar nicht in Aussicht und Frage stehen. Und fürs andre wird ihnen allmählig auch der feinere Geschmack für den Empfindungswerth des wirklich im Fortschritt Gewonnenen sich ausbilden. Sie werden lernen, mehr als nur instinktiv diese Güter überhaupt erst als Güter zu taxiren, mit welchen sie sich über den Verlust von manchem sonst Dahingegebenen trösten können. Verhalten sich doch die subjectiven Organe für die verschiedenen Güter sehr verschieden, was nicht selten ein nivellirender Doktrinarismus vergisst. Nicht für alle Objekte wirken sie schon von Natur und in fertiger Konstanz als entwickelte Seiten der gemeinsamen Menschennatur, wie sie es z. B. für einen grossen Theil der sinnlichen Dinge wirklich thun. Sondern mannigfach und je höher hinauf desto mehr bedürfen sie erst einer kürzer oder länger dauernden Verwirklichung und Pflege. Ihr Keim zwar ist uns Allen gegeben, aber wir müssen ihn durch eigene Arbeit entwickeln und sozusagen als neuen Sinn uns an- oder ausbilden.

Dann erst beginnen die betreffenden Güter Güter zu sein, während sie vorher gleichgültig waren und ausser dem Empfindungsrayon lagen.

Diess ist der Eine Weg, auf welchem die Verstimmung der modernen Empfindung geheilt werden kann, soweit sie nemlich auf dem uns hier beschäftigenden Fragengebiet liegt. Und wir trauen der Entwicklung selbst soviel Naturheilkraft zu, dass sie es schliesslich schon von sich aus zu Stande bringt, wenn man ihr nur geduldig Zeit lässt. Weil aber das ethische Moment so stark mit hineinspielt, lässt sich der Genesungsprozess offenbar durch Freithätigkeit und Willenskraft bedeutend beschleunigen. Schon jetzt kann in der Gegenwart befriedigter sein, wer es ernstlich will, indem er sich den richtigen Standpunkt der Betrachtung aller ihrer Aenderungen, wenigstens der zeitgemässen und nothwendigen, erringt und unentwegt festhält.

Indess ist die praktische Vernunft oder die Idee doch keine so karge Herrin, dass sie definitiv blos mit ihrer eigenen Geistesmünze zahlte und nicht auch „das Uebrige zufallen liesse“. Oder vielmehr lässt sie es nicht zufallen, wohl aber stellt sie nach ihrer Art seine Erarbeitung frei, wenn wir nur dazu bereit sind. Ich meine die Möglichkeit, auf den verschiedensten Gebieten das zunächst Zerstörte und im Uebergang schmerzlich Vermisste in höherer, freiheitlichgeistiger Form zu rekonstruiren.

Eine pietätsvolle Ueberzeugung von der Vernunft auch unserer Väter wird ja fast durchaus annehmen, dass ihre Art der Staats- und Gesellschaftsordnung gleichfalls einen guten Sinn hatte. Gewiss lag darin meist ein bleibend werthvoller Kern, der sich auf die ewigen Bedürfnisse der Menschennatur gründete und an welchem mit der Zeit blos die Schaale zu wechseln hat. Was früher von Staats- und Gesetzeswegen angeordnet war, weil die Vernunft noch vorwiegend in jenen ganz unpersönlichen oder Kollektivpotenzen lebte, das hat im Fortschritt der Zeit zwar grösstentheils nicht zu fallen, wohl aber seinen Halt in der freieren Selbstthätigkeit der mündig gewordenen Individuen zu suchen. So hatten z. B. die alten Zünfte ihren trefflichen Sinn, wie nicht minder ihre

Aufhebung als eine völlig berechtigte Forderung des Fortschritts bezeichnet werden muss. Die Lösung dieses scheinbaren Widerspruchs, welcher in allen derartigen Punkten immer wiederkehrt, liegt einfach darin, dass eine freiheitliche Formveränderung der alten Materie stattzufinden hat. Selbsthülfe statt Staatshülfe, freie Association statt Gesetzeszwang, das ertönt bereits mit gutem Recht als Losungswort der Besten und Vernünftigsten, welche ihre Kraft an die Beseitigung eines Hauptübelstandes unserer Zeit setzen. Gewiss ist damit auch in viel weiterer Ausdehnung auf die verschiedensten Gebiete wenigstens einmal das Programm der Zukunft gegeben, wie es mit geschichtsphilosophischer Nothwendigkeit aufzustellen ist.

Allerdings hätte wohl die moderne, überwiegend freiheitliche Gesetzgebung ihrerseits in dieser Beziehung noch etwas konsequenter und in sich einheitlicher zu werden, als sie es in unserer Uebergangszeit schon ist. Fast scheint es, als hätte sie aus früheren Tagen noch Manches stehen lassen, was sich jetzt als Halbheit ausnimmt und nicht mehr ins Ganze hineinpasst. Vorsorgen z. B., welche einst an verschiedenen gesetzlichen Einschränkungen und polizeilichen Bevormundungen des Individuums ihr Gegengewicht hatten oder als billiger Entgelt dafür anzusehen waren, verlieren ihre ausreichende Motivirung, wenn eine steigende Freigebung der Eigenbewegung stattfindet. Geht der Zug der Entwicklung mit Recht auf die Beseitigung aller Privilegien, so gilt diess schliesslich für die niederen Schichten des Volks sogut wie für die höheren, an welche man meistens allein denkt. „Gleiches Recht für Alle" ist ein so vielgebrauchtes volltönendes Schlagwort. Doch dürfte es nicht selten mehr formale, als materiale Wahrheit und Brauchbarkeit besitzen. Mindestens aber muss man sich hüten, es nicht wiederum durch unnöthige Sentimentalität und nunmehrige wenigstens faktische Privilegisirung etwa der unteren Stände zu alteriren. Ob nicht eine gewisse Neigung hiezu in unserer Zeit vorliegt, indem man beim Wechsel die frühere Sachlage einfach umdreht?

Doch, das sind kleinere Uebelstände, von denen wohl am

sichersten anzunehmen ist, dass die Vernunft der Entwicklung über kurz oder lang die richtigere Mitte zwischen den entgegengesetzten Extremen treffen werde. Weit wichtiger ist, dass die Individuen der Gesellschaft, und zwar in allen Ständen oder Lebenslagen und keineswegs blos in den Reihen der Ungebildeten, mehr und mehr sich an das moderne Hauptbilfsmittel der energischen mannhaften Selbsthülfe gewöhnen, statt sich immer nur an den Staat zu hängen, wie ein kleines Kind an den Rock der Mutter.

Sicherlich lassen sich auf diesem Weg durch festes Zusammenhalten der jeweils Betheiligten zu positiven oder negativen Massnahmen gar manche Schäden beseitigen oder wenigstens mildern, welche sich allenthalben fühlbar machen. Sie sind theils durch freiheitliche Aufhebung früherer paedagogischer Schutzmassregeln, theils überhaupt durch die gewaltigen Veränderungen der modernen Lebensweise und Gesellschaftsform, durch die viel intensivere und extensivere Cirkulation des neuzeitlichen sozialen Blutlaufs entstanden. Im letzteren Fall war es wegen ihres plötzlichen und gehäuften Auftretens weder bereits Zeit, noch an sich mehr an der Zeit, staatliche und gesetzliche Praeservative oder Massregeln wie früher gegen mitunterlaufende Missstände zu treffen. Um so nothwendiger ist es, dass die Bürger selbst in eigener Arbeit es nicht versäumen, die entsprechende Regulirung herzustellen, welche für ein geordnetes, friedliches und befriedigendes Zusammenleben der Gesellschaft schliesslich in den freiesten Zeiten nicht minder unerlässlich ist. Auch hier besteht nach dem treffenden Wort eines Idealisten die wahre Freiheit nicht in der zügel- und ordnungslosen Entschränkung, sondern nur darin, dass man Grenze und Regel, Disciplin und Gesetz zum „Selbstgesetzten" macht, während man sie früher als positive Thatsächlichkeit passiv hinnahm.

Sogar die kleineren Uebelstände, welche sich durch die mächtige Bewegung der Neuzeit und ihre starke Verschiebung aller Verhältnisse zunächst für das unmittelbare Behagen ergeben haben, dürfen meines Erachtens neben den Haupt- und Staatsactionen nicht völlig ignorirt werden, wenn es sich um die kritische Cha-

rakteristik einer Zeitsignatur handelt. An sich weit unbedeutender, fallen sie doch durch ihre grössere Zahl und ihre directere sowohl als häufigere Fühlbarkeit zuletzt auch ins Gewicht. Und zwar drücken sie vielleicht, gelegentlich bemerkt, stärker auf manche Kreise des sogenannten Mittelstands, welcher gegnerischer Seits mit dem so vieldeutigen und darum nichtssagenden Namen der Bourgeoisie in Eins befasst wird. Von hier kommen zwar wegen böherer Bildung nicht die tobenden und drohenden Klagen der Sozialdemokratie; wohl aber dürfte es der Hauptsitz einer empirisch noch am meisten gerechtfertigten Verstimmung sein. Mancher von den Betreffenden würde mit dieser oder jener grossen politischgesetzgeberischen Errungenschaft sich wenigstens gerne gedulden, wenn nur erst wieder mehr Gesetz, Zucht und Ordnung oder mehr loyale Sitte als Niederschlag unsere gährende Gegenwart im kleineren Massstab durchdränge. Wenn aber der Blick nach rückwärts zu den Fleischtöpfen Aegypti auf die Dauer geschichtlich immer aussichtslos ist, so gilt es eben unverzagt nach vorwärts zu dringen und das Erforderliche, was der Uebergang vermissen lässt, in neuer zeitgemässer Form herzustellen. Diess ist aber sicherlich bei rüstigem Streben im Kleinen wie im Grossen möglich.

So hat die Gegenwart allerdings eine schwere Leistung vor sich, bis an ihr als an einer Extrazeit beide Theile des bekannten Worts zur Wahrheit geworden sind: „Das Alte stürzt; Und neues Leben blüht aus den Ruinen“. Das Erste ist geschehen und geschieht noch alle Tage mehr. Das Zweite ist unsre Aufgabe, an der wir nicht ermüden dürfen, soviel Zeit und Kraft sie auf allen Gebieten braucht. Ob der Einzelne je nach natürlicher Begabung und Stellung direkt, ob er indirekt, ob mündlich und öffentlich oder schriftlich und mehr in der Stille, ob mit Wort oder That seinen Beitrag zum gemeinsamen Werke liefert — es ist ein grosses Stück Arbeit und braucht darum viele unverdrossene Köpfe und Hände. Im Kleinen, wie im Grossen, im Alltäglichen wie im Weltbewegenden muss sich der unaufhaltsam fortgeschrittene Geist an einem Hauptknotenpunkt seines Daseins „einen neuen Körper bauen“, da er den alten im Stoffwechsel der Jahre abgenutzt und abgestreift

hat. Kann es uns aber Wunder nehmen oder an der Gesammtanschauung des Weltlaufs irre machen, dass er in der Zwischenzeit, bis jene Arbeit zum vorläufigen Abschluss gekommen, sich allerdings mehr oder weniger unbehaglich fühlt? Muss es ihm nicht vielmehr aus begreiflichen Gründen sozusagen etwas „unheimlich" und „geister- oder gespensterhaft" zu Muthe sein, als spukte ein unbekanntes und unbewusstes Etwas in der Welt, welches doch nur er selbst in der Periode einer starken Metamorphose und einer interimistischen wenigstens relativen Leiblosigkeit ist?

Im Bisherigen fassten wir den Kultur- und Freiheitsfortschritt unserer Zeit ins Auge, sofern er nicht blos an sich selbst in der Hauptsache vernünftig und recht war, sondern auch die richtige Zeit seines Eintritts in die Geschichte gewählt hat, resp. zur Unvermeidlichkeit geworden ist. Nun hat er aber ganz besonders in letzterer Hinsicht noch eine andre Seite, welche mindestens thatsächlich mit einen Hauptgrund für die unleugbare Verstimmung und Unbehaglichkeit der Gegenwart bildet.

Man wirft der neueren und neuesten Geschichte als dem ganz eminenten „Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit" gar vielfach ein zu rasches Tempo, ja sogar Uebereilung und Ueberstürzung vor, welche mit allerlei Neubauten komme, ehe der Boden gehörig fundamentirt sei. Sicherlich macht eben diese quantitative Frage der Zeitgemässheit weit häufiger den eigentlichen Streitpunkt jedenfalls unter den anständigen Partheien aus, als diese selbst in der Hitze des Gefechts es sich immer gegenseitig klar erhalten. Viel seltener dürfte dagegen eine wirklich qualitative Differenz sein, sofern nur hin und her in den entgegengesetzten Lagern nicht etwa gemeinegoistisch interessirte, sondern denkende und wohlmeinende Männer angenommen werden, was man doch ohne gehässige Voreingenommenheit zunächst thun muss.

Nun ist den Vertheidigern der freiheitlichen Neuerungen allerdings, wie in früherem Zusammenhang bereits geschah, das Zugeständniss zu machen, dass irgend einmal schlechtweg mit den verschiedenen Freiheiten angefangen werden müsse. Man kann nicht schwimmen lernen, ohne ins Wasser zu gehen. So bildet sich

keine liberale, staatsbürgerliche Gesinnung, ohne dass den Betreffenden Uebung und Gelegenheit zu ihrer Bethätigung vergönnt wird. Ein freiheitlicher Charakter kann sich nicht in der andauernden Unmündigkeit, sondern nur in der Freiheitsluft selber entwickeln. Mindestens wird er im ersteren Fall blos die seltene Ausnahme bleiben, ohne dass der gleiche Erfolg auch in weiteren Kreisen und in einer gewissen Durchschnittlichkeit zu hoffen wäre. Der Mensch wächst ja mit seinen grösseren Zwecken; also muss man ihm solche nahe bringen, ehe er schon auf der wahren Höhe steht, eben damit er sich zu ihr hinanbilde.

Insofern geht es im staatlichen wie im sonstigen Leben nicht ohne ein gewisses Hysteronproteron ab, das den Endzweck vor den Mitteln oder doch nur zugleich mit ihnen hinstellt. Diess ist das Gewagte und sozusagen Experimentelle, welches der Umsetzung des Idealen ins Reale allezeit bis zu einem gewissen Grad anhängt, solange die Welt steht.

Neben dieser unumwundenen Einräumung hat aber dennoch das altpädagogische und lebenskluge „Eile mit Weile!“ seinen wohlberechtigten Platz. Nicht Alles, was als richtig erkannt wird, muss immer auch sogleich ins Werk gesetzt werden, ehe seine Vorstufen abgemacht sind. Namentlich die vorhergehenden Aenderungen müssen wenigstens annähernd assimilirt sein; sonst ist die nothwendige Folge bildlich geredet eine Magenüberfüllung statt gesunder Ernährung. Oder wer die Schaale voreilig wegnimmt, ehe der Kern Licht und Luft ertragen kann, der schädigt das Gewächs der Natur, welches von seiner Mutter die successive Ordnung des Lebens gelernt hat.

Wenn das Bemerkte für die neueste Zeit der sämmtlichen massgebenden Kulturvölker gilt, so scheinen doch gerade wir Deutschen uns ganz besonders vor einem gar zu rasch arbeitenden Fortschritt und freiheitlichen Neuerungssinn im öffentlichen practischen Leben hüten zu müssen, welcher gerne Alles auf einmal realisiren möchte. Der Grund dieser Warnung dürfte ein mehrfacher sein.

Fürs Erste ist jene Ungeduld der Erbfehler der Idealisten, was

wir nun doch einmal wenigstens formal betrachtet und unserem Naturell nach sind, es mag sonst in unseren philosophischen oder naturwissenschaftlichen und sonstigen Theorien dermalen aussehen, wie es will. Und wenn nach langem Träumen, Sehnen und Hoffen endlich ein realer Boden gewonnen ist, dann drängt es ja allerdings die so lange gehemmte und gestaute Besserungskraft zu gewaltigem, aber vielleicht auch gewaltsamem Erweis. Denn das lange Versäumte soll nachgeholt und die Stagnation von Jahrhunderten in Jahren gutgemacht werden. Bis vor Kurzem hatten wir doch eigentlich kein vollgültiges Staatsleben, keine sozialen Verhältnisse von grösserem Massstab. Wir sind desshalb in gar Manchem, was sich hierauf bezieht, gegen die andern Kulturvölker zurückgeblieben, bei denen schon die frühere Geschichte weit günstiger gewesen war. Dagegen konnte sich auch bisher die eigentlich geistige Bildung unserer höheren Kreise mit derjenigen anderer Nationen mindestens messen, wenn sie ihr nicht sogar mannigfach überlegen war.

Eben in diesem Missverhältniss beider Seiten, einem fatalen Erbe unserer früheren politischen Zerfahrenheit, liegt nun bei so später Konsolidirung zu grossartigerer Staatlichkeit eine nicht ganz unbedeutende Ueberstürzungsgefahr für die deutsche Gegenwart: Auf der Einen Seite nicht nur der spornende Vorgang anderer Nationen mit ihrer doch sehr abweichenden historischen Entwicklung, sondern auch unsererseits die unleugbare Höhe deutscher Geistesbildung wenigstens in gewissen Schichten unseres Volks. Hier wird man es nothwendig peinlich empfinden, mit der Zeit und mit dem, was als richtig an sich erkannt wird, nicht gleichfalls vollen Schritt zu halten. Auf der andern Seite aber besteht bei uns ein ebenso unbestreitbarer als wohlbegreiflicher Mangel an Vorbildung und Fundamentirung gerade für die praktischen Neuerungen und liberalen staatlichen Massnahmen. Eine nüchterne Betrachtung ohne Schminke und Schönfärbung zeigt, dass jener Mangel an politischer Schulung, und zwar nicht etwa blos als äusserliche Routine, sondern auch als staatlicher Sinn, Liebe und Takt in Deutschland vorläufig noch ein ziemlich allgemeiner ist

und sich nicht auf das „Volk“ allein beschränkt. Wo hätte sich aber auch in früheren Zeiten jener Geist zu einiger Grossartigkeit und Weite des Blicks ausbilden sollen? Verzwickte Staaten schulen nur ausnahmsweise staatsmännische Grössen!

Wie es uns bekannter Massen bis vor noch nicht langer Zeit an gediegenem Patriotismus nach Aussen fehlte, wie wir mit verwerflicher Weltbürgerei so ziemlich hinter allen europäischen Nationen an lebendigem Interesse für das eigene Volksthümliche zurückstanden, so haben wir jetzt auch an innerem Patriotismus, an Staats- und Gesetzesbewusstsein im Frieden noch gewaltig nachzuholen. Denn alte Schäden heilen nicht auf einmal, gestehen wir uns diess nur ganz offen ein. Von jeher ist ja ein Volk durch unbestochene Aufrichtigkeit und Wahrheit gegen sich selbst am weitesten gekommen.

In der gleichen Linie läge noch ein Punkt, welcher zu der Verstimmung gerade in Deutschland jedenfalls mitbeitragen dürfte; ich meine unsere endlich erreichte Reichseinheit, deren Nothwendigkeit und höchster Werth der Substanz nach natürlich ausser aller Frage steht. Unzuträglichkeiten und Einbussen vielleicht an unmittelbarer Behaglichkeit, an harmloser, aber auch verzwergter Gemüthlichkeit wird eine so weitgreifende Aenderung des ganzen Staatslebens unvermeidlich mit sich bringen und jedenfalls in der Zeit des Uebergangs und der Einrichtung besonders fühlbar machen. Allein diess muss und kann um des gewaltigen Fortschritts willen ohne Kleinlichkeit ertragen werden.

Eine andere Frage ist wiederum nur die quantitative nach dem Mass und Tempo, in welchem dem Einheitszug Ausdruck zu geben wäre. Ob die Vereinheitlichung auch in accidentiellen Dingen Noth thut oder von Werth ist? Nicht blos eine jahrhundertelange bisherige Entwicklung, sondern möglicher Weise die ganz ursprüngliche Naturanlage unserer Nation weist auf einen gewissen Grad partikularer Eigenthümlichkeit und stärkerer Individualisirung hin, als centralistisch angelegte Völker sie haben. Für die geistige Leistungsfähigkeit Deutschlands und seinen inneren ideellen Reichthum, welche doch auf immer seine geschichtliche Hauptgrösse

ausmachen werden, möchte jene buntere Variation nicht ohne tiefe Bedeutung sein. Jedenfalls aber wäre der Wechsel mit einer gewissen Behutsamkeit und relativen Langsamkeit vorzunehmen, wo irgend das Bedürfniss nicht drängt; sonst ist der Umschlag zu jäh und unvermittelt, so dass in manchen Kreisen nach sicheren psychologischen Gesetzen ein Gefühl des Missbehagens unnöthiger Weise hervorgerufen wird.

Doch genug mit dieser kleinen Abschweifung auf spezielle Verhältnisse, deren ruhige und gerechte Beleuchtung ohne Voreingenommenheit und Partheilichkeit auch neben den vielen oft so erbitzten Tagesverhandlungen nicht ganz unzeitgemäss sein dürfte. Und im vorliegenden Zusammenhang führte ich die betreffenden Punkte an, da sie zur Stimmungsdiagnose unserer Zeit und nächsten Umgebung jedenfalls mitbeitragen können.

Im Uebrigen glaube ich jedoch, dass die Signatur unserer Gegenwart für die ganze in Frage kommende Kulturwelt so ziemlich dieselbe sein dürfte, wenn auch einzelne Erscheinungen hier mehr, dort weniger hervortreten. Es sind in der Hauptsache überall die gleichen Fragen von geistiger oder praktischer Art, welche sich in viel grossartigerem Massstab und rascherem Tempo als früher ans Licht drängen und Lösung begehren. Die Zeit des Dampfs und der Telegraphen muss ja nothwendig Alles viel massiger und internationaler entwickeln; aus der so erheblichen Steigerung der Kommunikation ergibt sich von selbst eine weit grössere Solidarität und Gemeinmenschlichkeit aller Interessen und Probleme. Nicht minder resultirt daraus allerorts die Neigung zu unverhältnissmässig rascherer Arbeit und eiligerer Abmachung aller Aufgaben. Und auch in materialer Beziehung scheint eine gemeinsame Tendenz durch die Kulturwelt zu gehen, wogegen vorübergehendere Instanzen nicht viel besagen wollen. Es ist diess eben der Geist überwiegend freiheitlicher Neuerungen auf allen Gebieten, wie er als Konsequenz der zu Anfang genannten Reformation und Revolution nicht anders sein kann. Oder mit einem gleichfalls viel gebrauchten Ausdruck ist es die mächtige Herrschaft des Humanitätsgedankens, welche ganz vornemlich für unsere Zeit charakte-

ristisch ist. Derselbe ging in eminenter Stärke zwar schon dem achtzehnten Jahrhundert auf, lebte aber dort mehr in Worten und Ideen; jedenfalls brachte er es noch weit nicht zu dem durchgängigen und allseitigen Einfluss auch im Detail, wie diess unser Jahrhundert der anwendenden Thaten und der ins Einzelne gebenden Ausarbeitung aufweist.

Dass es hierbei nirgends ganz ohne Uebertreibungen abgeht, lässt sich aus der Natur des menschlichen Wesens und Wirkens zum voraus vermuthen. Die Extreme wechseln ja gerne miteinander ab, bis allmählig die richtige Mitte getroffen wird. Schon oben wies ich in dieser Hinsicht darauf hin, ob nicht doch zuweilen in einem gewissen doktrinären Hyperdemokratismus das Niveau der unteren Volksklassen vorläufig um ein gut Theil zu hoch angenommen und mit Idealitäten gerechnet werde, von denen die Realität noch gar zu weit abliegt.

Ebendahin gehört ein Punkt, den ich fast für den bedenklichsten an dem modernen Liberalismus halte; ich meine die durchgängige, überall sich zeigende Neigung, das neuere Strafrecht mehr und mehr zu relaxiren in dem Bestreben, es zu humanisiren. Diess hat aber wohl eine Grenze, wo die Gefahr eintritt, dass eine scheinbar stattfindende Pflege der sittlichen Idee zu ihrer Verletzung wird. Nicht sowohl um die grössere oder geringere Zahl von Verbrechen handelt es sich, die bei milderer oder strengerer Handhabung des Gesetzes herauskommt; denn darüber lässt sich ja am Ende noch streiten. Nur muss sich die Statistik in Acht nehmen, nicht durch einen zu kleinen oder unvorsichtig abgesteckten Beobachtungsrayon Fehler zu begehen und Erfahrungsgesetze zu verletzen, wie sie sonst in der Menschen- und Thierwelt gelten. Die Hauptsache dürfte vielmehr sein, dass das öffentliche Rechtsgefühl zu seiner idealen Satisfaction eine Schärfe der Strafe verlangt, welche just auch für das zu bestrafende Subject und nicht etwa lediglich für einen noch lange nicht vorhandenen Normal- und Idealmenschen angemessen ist. Sonst droht für das rechtliche Gemeinbewusstsein der Gesellschaft nicht nur eine tiefgehende Verstimmung, sondern nach und nach sogar eine Ver-

wischung und Indifferenzirung der ewigen Gegensätze von Gut und Bös, was gewiss nicht im Sinn und Interesse der wahren Menschennatur, also auch nicht in der Absicht eines umsichtigliberalen Humanismus liegt. Ungerecht wäre es demnach, wenn man strengere Ansichten über diese Frage kurzweg damit diskreditiren wollte, dass man sie für reaktionäre Velleitäten erklärte, welche lediglich zufällig etwa durch das neueste Auftreten der Sozialdemokratie, also am Ende durch irrationale Feigheit motivirt seien. Längst vor derartigen Erscheinungen und ohne alle Beziehung auf sie gab es ja zu allen Zeiten ernstdenkende Männer, welche hierin vor einer, und sei es noch so gutgemeinten, aber trotzdem geradezu unethisch werdenden Gefühlsweichheit warnten.

Abgesehen von dieser Einzelheit kann es einem gar zu hastigen Voranmachen auch sonst leicht begegnen, dass es seine Aenderungen ohne hinlänglich genaue Erwägung auf Alles erstreckt, ob sie nun passen oder nicht, ob es sich um die Lösung drückender Fesseln oder aber um die Aufhebung nothwendiger und nie entbehrlicher Schranken handelt. In letzterem Falle aber würde das Urtheil über die an sich bestgemeinten Umgestaltungen von dem bekannten Wort gesprochen: „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage!"

Weit bedeutsamer, weil häufiger als das materiale Fehlgreifen, scheint mir jedoch wiegesagt die etwaige formale Irrung in der Zeit, das Vorauseilen der richtigen Theorie vor ihrer Realisirbarkeit, mit Einem Wort der Doktrinarismus im Grossen, wo er eine ganze Zeitrichtung beherrscht und ebendamit unleugbare Gefahren in seinem Schoose birgt.

Gegen den Vorwurf der Ideelosigkeit und schwunglosen Behutsamkeit lässt sich diese unsere Ansicht wiederum vollkommen durch die Auktorität des Idealisten Schiller decken, den man gewiss für keinen Reaktionär halten wird. In den mehrerwähnten „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen" von 1795 schreibt derselbe im Hinblick auf die französische Revolution Folgendes, was genau in unseren Zusammenhang passt: „Hebt die

Natur den Vernunftstaat auf, wie sie nothwendig muss, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen wirklichen Menschen, dessen Bedürfnissen der Naturstaat genügt, an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein blos mögliches, wenn gleich moralisch nothwendiges Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt und ohne welches er Nichts besitzt, und weist ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte. Und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschlichkeit, die ihm noch mangelt und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz festzuhalten, hätte sie unter seinen Füssen die Leiter der Natur weggezogen. — Der Weg zum Ideal ist so weit und dazwischen liegt die zügellose Willkühr. Wenn der Mensch aus blosser Freiheit die Natur verlässt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu bestimmt und dabei geleitet zu werden, so ist er eine Zeitlang ohne Gesetz, somit der Phantasterei mit allen Gefahren der exaltirten Freiheitsliebe und des politischen Enthusiasmus zum Raube dahingegeben. — Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherei an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet. Der Charakter der Zeit muss sich also erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Würde zurückkehren, eine Aufgabe für mehr als ein Jahrhundert! Unterdessen, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert sein. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen; und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Namen leihen. Von der Freiheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich

immer als Feindin ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier, von einer pedantischen Kuratel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrektion auf die Würde derselben berufen, bis endlich die grosse Beherrscherin aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke dazwischentritt und den vorgeblichen Streit der Prinzipien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet."

Wenige Jahre nachher ist bekanntlich diese politische Rechnung schlagend eingetroffen, und die Erfüllung folgte der resignirten Weissagung auf dem Fuss. Dennoch wird man sich vielleicht wenigstens von einem einseitigen Partheistandpunkt aus wundern, solche Mahnungen und Warnungen aus dem Munde eines Mannes zu hören, welcher sonst allgemein als einer der bedeutendsten Bahnbrecher und Stimmführer eines hochidealen Freisinns gilt. Bei unbefangenruhiger Erwägung dürfte indess keinerlei Widerspruch und keine Inkonsequenz vorliegen, welche nur etwa durch vorübergehende Anlässe und Verstimmung motivirt wäre. Denn gerade Schiller ist sonst ein durchaus gerechter Beurtheiler der französischen Revolution, der ihr Gutes und Werthvolles ganz zu schätzen weiss. Hauptanschauung und Nebenansicht finden vielmehr bei ihm, wie überhaupt für eine nach keiner Seite voreingenommene Geschichtsbetrachtung die ganz rationale Lösung ihres scheinbaren Gegensatzes in der Erwägung, dass zwar unzweifelhaft der Freiheitszug die Substanz der historischen Bewegung bildet und ihren innersten Kernsinn ausmacht, wie auch wir im Bisherigen immer betonten oder gerne einräumten; daneben aber ist das konservative Moment wenigstens als Accidens nicht minder unentbehrlich. Die Uhr schnurrt sinn- und werthlos ab, wenn nicht die Schwerkraft ihrer Gewichte durch eine vernünftige Hemmungseinrichtung regulirt wird.

Am besten wäre es natürlich, wenn die beiden Seiten sich innigst durchdringen und in organischer Einheit binden würden,

um in ungetrennter Vereinigung den Gesammtlauf zu bestimmen. Diess wird man aber in der konkreten Wirklichkeit der Geschichte meist vergeblich suchen. Vielmehr pflegen sich hier bekanntlich jene zwei Tendenzen an diskrete und entgegengesetzte Träger zu vertheilen. Dabei dürfte es vielfach die undankbarere Rolle sein, wenn Einem von Natur und aus individueller Ueberzeugung, welche ja allein etwas Tüchtiges und sittlich Werthvolles zu schaffen vermag, die Vertretung des konservativen Elements auf irgend einem Gebiet zufällt. Denn das Neue, was der Fortschritt bringt, fällt jedenfalls weit mehr in die Augen und lässt häufig vergessen, dass es als gesundes Produkt eben doch blos mit Hülfe jener beiden Faktoren möglich war. Der oberflächliche Kenner wird an der Uhr Gewicht oder Feder für die weit nöthigeren Bestandtheile halten und daneben den Pendel oder ein sonstiges Regulirungsmittel als Appendix untertaxiren.

Nimmt man seinen Standpunkt völlig ausser allen Partheien und erwägt nicht sosehr, was sein soll oder wünschenswerth wäre, sondern nimmt nur in kaltobjektiver Nüchternheit, was wirklich ist, so lässt sich sogar noch weiter gehen. Die reale Welt sehen wir weit häufiger in Extremen, als in exakter Rationalität sich bewegen. Daher kann es nach den Lehren der Geschichte aller Zeiten geschehen, dass ein allmählig in Ueberstürzung gerathener Liberalismus zeitweise in der That einen ganz einseitigen Konservatismus zum Korrektiv und Gegendruck braucht. Ein solcher sollte nicht sowohl bereits getroffene Einrichtungen wieder aufheben, was fast immer eine höchst bedenkliche, nur Verwirrung erregende Massregel genannt werden müsste, als vielmehr weiteren Neuerungen vorläufig Einhalt thun oder auch die beabsichtigte Ausdehnung des partiell schon Bestehenden auf noch ungeeignete weitere Kreise einstweilen vertagen. Wenn eine solche Gegenbewegung auf einmal alternirend und auch ihrerseits exklusiv eintritt, weil sie ihren Widerpart nicht harmonisch begleiten konnte oder durfte, so nennt man sie mit dem bedenklichen Namen der Reaktion. Und doch kann sie nach dem Bemerkten geradezu geschichtliche Nothwendig-

keit und damit auf höherem Standpunkt der Betrachtung, wenigstens bis zum Stadium der bei ihr sicherlich noch weniger ausbleibenden Uebertreibung und Herrschaftsmisshrauchung, als Moment im Gesammtprozess aufgefasst tadellos sein: aetiologisch betrachtet das Kind eines sich übereilenden Liberalismus selbst, teleologisch gedeutet eine interimistisch nöthige Zuchtruthe desselben. Beide Gesichtspunkte aber vereinigen sich in dem Gedanken der unverwüstlichen Naturheilkraft der Geschichte.

In der Anwendung auf unsere spezielle Gegenwart gibt es freilich Manche, welche die Sachlage viel tragischer fassen. Sie wollen aus dem Gefühl der modernen Verstimmung und Unbehaglichkeit die Diagnose nicht etwa auf einen leichteren Fieberprozess ziehen, der sich durch mässige Gegenmittel über kurz oder lang harmlos wieder gehen würde. Vielmehr stellen sie die Prognose auf eine ganz gewaltige, ungeahnte Krisis, an deren Vorabend unsre dermalige Kulturwelt stehe, und nehmen das ironische Wort in vollem Ernst, das schon Kant über fieberhaftreformatorische Zeiten sprach: Ich sterbe vor lauter Aerzten, Arzneien und Besserung.

Einerseits habe sich unsre Zeit, wie man im Einzelnen ausführt, mit ganz unvermeidlicher und tadelloser Geschichtsnothwendigkeit nun eben einmal zu einer Umbildungsperiode hervorragendster Art gestaltet. Statt sich gleichmässiger zu vertheilen, sei just ihr eine Ueberfülle der schwierigsten Probleme als Pensum zur Lösung zugefallen. Wie es so geht, verbinde sich damit andererseits vielfach eine allzugrosse Hast und überstürzende Betriebsamkeit. Dazu kommen verschiedene Momente namentlich im geistigen Habitus unserer Zeit, eine Zersetzung z. B. der jahrhundertelangen ethischreligiösen Positionen und andre Gährungen, welche mehr in des Menschen eigener Gewalt und in einer relativen geschichtlichen Freiheit liegen, wesshalb sie wenigstens theilweise auch als Abirrungen und nicht als normale Entwicklungsprodukte zu bezeichnen seien.

All diess miteinander in seinem konzentrirten Zusammentreffen

repraesentire die Faktoren eines bevorstehenden gewaltsamen Bruchs und einer Generalumwälzung von fast unerhörter Art. Das eigenthümliche Gefühl verstimmter Unbehaglichkeit in unserer Zeit sei eben die mehr oder weniger dumpfe Ahnung hievon, eine geistige Nervenaffektion vor Ausbruch des Gewitters oder vor der Eruption des Vulkans, auf dessen zitternder Oberfläche wir wohnen.

Neben manchen Gesinnungsgenossen, die sich nur weniger ans Licht wagen, ist einer der entschiedensten Vertreter dieser düsteren Zukunftserwartung namentlich der leider zu früh verstorbene Kantianer Lange. Sein Hauptwerk über die Geschichte des Materialismus hat bekanntlich als hervorragende Leistung auch in weiteren als blos Fachkreisen den lebhaftesten Beifall gefunden. Eben im Schlussabschnitt dieses Buchs, welcher ausdrücklich das leitende Motiv der ganzen Arbeit enthalten soll und somit wohl am meisten Beachtung verdient, spricht sich nun der nach rechts und links furchtlose und selbstdenkende Philosoph unter Anderem also aus: „Vielfach hat man schon den Zustand der Gegenwart mit dem der alten Welt vor ihrer Auflösung verglichen; und man wird nicht leugnen können, dass bedeutsame Analogien vor Augen liegen. Wir haben das übermässige Wachsen des Reichthums, wir haben das Proletariat, wir haben den Zerfall der Sitten und Religion. Die Staatsformen der Gegenwart sind alle in ihrem Bestande bedroht, und der Glaube an eine bevorstehende allgemeine Revolution ist weitverbreitet und tief eingewurzelt. — Es geht ein Zug zum Materialismus durch unsre moderne Kultur, welcher Jeden mit sich fortreisst, der nicht irgendwo einen festeren Anker gefunden hat. Philosophen und Volkswirthschaftler, Staatsmänner und Gewerbtreibende begegnen sich im Lobe der Gegenwart und ihrer Errungenschaften. Mit dem Lobe der Gegenwart verbindet sich der Kultus der Wirklichkeit. Das Ideale hat keinen Kurs; was sich nicht naturwissenschaftlich und geschichtlich legitimiren kann, wird zum Untergang verurtheilt, wenn auch tausend Freuden und Erquickungen des Volks dran hängen, für die man keinen Sinn mehr hat. — Mangel an Gemeinsinn und überwuchernde Pleonexie ge-

hört in der That zu den Charakterzügen unserer Zeit. In fieberhafter Hast wird Alles betrieben, sogar die Erholung und das Vergnügen, die man nach den Kosten bemisst und gleichsam pflichtmässig in den dazu bestimmten Tagen und Stunden abmacht. Ungeheure Arbeitsleistungen werden in der gegenwärtigen Arbeitsepoche vielleicht für später vollbracht; aber klar ist, dass ein solcher Zustand ungesund ist und auf die Dauer schwerlich bestehen kann. — Oft schon war eine Epoche des Materialismus nur die Stille vor dem Sturm, der aus unbekannten Klüften hervorbrechen und der Welt eine neue Gestalt geben sollte. — Es gibt nur Ein Mittel, dem Zusammenbruch unserer gegenwärtigen Kultur zu begegnen. Ideen und Opfer können sie noch retten und den Weg durch die verwüstende Revolution in einen Weg segensreicher Reformen verwandeln. — Wie mit der sozialen Umwälzung, vor der wir stehen, ist es mit der religiösen und ethischen, wo eine Zersetzung der sittlichen Ideale und die Vorbereitung eines neuen höheren Standpunkts in der Gegenwart vor sich zu gehen scheint. Die friedliche Durchführung der Uebergangsepoche ist wünschenswerther, allein eine stürmische wahrscheinlicher. — Die soziale Frage bewegt ganz Europa, eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und Politik ihren Kampfplatz für eine grosse Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, dass diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, dass sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern vergräbt, gewiss wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer grossen Idee. Wohl wäre es der schönste Lohn schwerer Geistesarbeit, wenn sie auch jetzt dazu beitragen könnte, dem Unabwendbaren unter Vermeidung furchtbarer Opfer eine leichte Bahn zu bereiten und die Schätze der Kultur unversehrt in die neue Epoche hinüberzuretten. Aber die Aussicht dazu ist gering, und wir können uns nicht verhehlen, dass die Leidenschaft der Partheien im Zunehmen ist und dass der rücksichtslose Kampf der

Interessen sich mehr und mehr vor dem Einfluss theoretischer Untersuchungen verschliesst. Immerhin wird unser Streben nicht umsonst sein. Die Wahrheit, zu spät, kommt dennoch früh genug; denn die Menschheit stirbt noch nicht. Glückliche Naturen treffen den Augenblick; niemals aber hat der denkende Beobachter ein Recht zu schweigen, weil er weiss, dass ihn für jetzt nur Wenige hören werden."

Gewiss verdient der ernst gesinnte Kantianer unsere Zustimmung, wenn er in diesen Schlussworten seines Buchs die begreifliche Abneigung unserer und einer jeden Zeit, solchen Kassandrastimmen auch nur Gehör zu schenken, weder für einen Grund hält, sie schweigend zurückzuhalten, noch auch dieselbe als irgend zureichenden Beweis gegen deren objective Wahrheit erachtet. War es doch vor allen Katastrophen, z. B. vor der französischen Revolution ganz ähnlich: die Meisten giengen nur in einem dumpfen Gefühl allseitigen Unbehagens der Krisis entgegen, während allezeit nur Wenige den Muth und die Kraft haben, mit grösserer Klarheit aus den Zeichen der Zeit die Zukunft zu entnehmen.

Der verstorbene Lange hat natürlich diese düstere Zukunftsprognose eben als vorausblickender Philosoph vor den neueren und neuesten Tageserfahrungen gestellt, von deren momentanem Eindruck allein oder auch nur überwiegend bestimmt zu werden, ein historischer Sensualismus und unphilosophischer Tagesstandpunkt genannt werden müsste. Auch unsere eigenen Betrachtungen haben das entschiedenste Recht, sich gegen diesen Verdacht zu verwahren. Was aber jene Stimme eines Todten betrifft, so mag sie allerdings die Wahrscheinlichkeit eines schlimmen Verlaufs zu stark und weit höher angesetzt haben, als es bei allen Weissagungen räthlich ist. Im Blick auf die unleugbar tiefgehende Gährung unserer Zeit und auf die gegenwärtige Periode mannigfachster Umbildung liesse sich meines Erachtens, ohne eine Entscheidung zu wagen, höchstens folgendes Dilemma formuliren: Entweder erträgt der Organismus der modernen Menschheit und Bildung das Fieber aller Neuerungen und Umgestaltungen, welche so oder an-

ders von der Geschichte nahegelegt und gegeben sind, erträgt es, sage ich, bis zu dem Moment, wo dieselben definitiv Wurzel im Gesammtgeiste geschlagen haben. Diess würde die Zeit sein, wo die Völker, um das eigentlich treibende Moment deutlicher zu nennen, von dem allwaltenden Prinzip der Freiheit nun auch zur Fähigkeit und Würdigkeit des Freiseins herangebildet sind. Oder aber versagt die Kraft, ehe die Genesung und höhere Erstarkung erreicht ist; denn eine solche wäre an sich und abgesehen von einer vielleicht häufig zu frühen Applizirung dem Prozess selbst oder der Schule der Freiheit sicher zuzutrauen. Ein vorzeitiger Kräftenachlass aber ergibt im Krankheitsfall für das einzelne Individuum den Tod; für die Gesellschaft im grossen Ganzen jedoch resultirte daraus vorerst nur eine verderbliche Eruption und weithinvernichtende Katastrophe, ohne dass damit die Perspective einer späteren wieder gesunden Weiterentwicklung irgend abgeschnitten wäre. Denn allerdings: „die Menschheit stirbt noch lange nicht."

Auf eine Entscheidung dieses Entweder — Oder, also überhaupt auf ein Weissagen und doppelt auf das in jedem Fall undankbare Geschäft des Unglücksweissagens verzichten wir unsererseits gänzlich, wie wir uns der gleichen Nüchternheit und Vorsicht im ganzen bisherigen Verlauf beflissen haben. Konnnen doch hier für den wirklichen Ausfall eine Reihe der verschiedenartigsten und unberechenbarsten Momente von grösserem und kleinerem Belang mit in Betracht. Nur glaube ich nicht, dass man es Lange oder irgend wem sonst verargen darf, wenn er sich wenigstens die Möglichkeit schlimmer Eventualitäten in aller Ruhe klar macht. Denn dass es jedenfalls nicht ganz aus der Luft gegriffene Schwarzsehereien sind, dürfte auch ohne philosophischen Vorausblick nachgerade Jedem klar sein, der mit sehenden Augen in der gegenwärtigen Welt lebt.

Ich leugne nun allerdings nicht, dass bei allen derartigen Erwägungen und Taxationen eine gewisse Subjectivität des Massstabs völlig unvermeidlich ist, wiewohl doch nur eine gewisse, welche in der Hauptsache eine noch hinreichende Objektivität der Beur-

theilung keineswegs ausschliesst. Die letztere aber, welche ebensowenig schwarzsieht, als das Schwarze weiss nennt, dürfte doch zuletzt die allein wahre Betrachtungsweise sein. Nur sie enthält ächten Idealismus, der nicht schwärmt, und gediegenen Freisinn, welcher auch von eigenen Herzenswünschen oder herrschenden Lieblingsmeinungen sich unter Umständen zu emanzipiren weiss. Ja, wenn es noch nie Unglück und Katastrophen in der Weltgeschichte gegeben hätte oder überhaupt keine geben könnte, dann würde sich ein ungetrübter Wirklichkeitsoptimismus mit der Wahrheit, also auch mit freisinnigem Idealismus decken; dann wäre jede Kassandrastimme, aus welchem Lager sie käme, eine muthwillige und sinnlose Spielverderberin, eine krankhafte Hypochondrie, welche von allen Gesunden abgewiesen ihre eigenen Wege gehen könnte. Die Welt ist aber bekanntlich anders eingerichtet; darum „amicus Plato, magis amica veritas!" Wer ächtem Freisinn aus eigener Ueberzeugung huldigt, kann auch ins Dunkle sehen, wenn diess gerade auf dem Weg liegt, ohne dass er sich fürchtet und desshalb künstliches Licht sucht.

Wenn eine solche wahrhaft voraussetzungslose Klarheit hinsichtlich aller Eventualitäten der Zukunft sicherlich das theoretisch Richtige ist, so scheint sie mir auch praktisch in dieser Form nicht nur unbedenklich, sondern geradezu erspriesslich. Je schärfer und illusionsloser der immerhin im schlimmsten Fall mögliche Schaden ins Auge gefasst wird, desto richtiger wird seine Grösse taxirt. Diess aber muss mehr als Alles spornen, durch rastlos treue Arbeit auf allen Gebieten ihn abzuwenden; denn noch ruht er ja verschleiert und als blosse Möglichkeit im Schoose der Zukunft, die wir nicht als blindes Schreckniss und fatalistisches Verhängniss denken dürfen. Gelingt es, die Krise friedlich und geistig durchzuführen, dann um so besser für uns Einzelne alle, wie für das Kollektivum Menschheit und Geschichte. Gelingt es nicht, so haben wir wenigstens das Unsrige gethan. Und nicht einmal umsonst gethan! Selbst ein Zusammenbruch würde dadurch jedenfalls gemildert; und ausserdem würde sich nach dem auch geschichtlich

wahren Gesetz von der Erhaltung der Kraft die jetzige Arbeitsleistung über die Zeit der Katastrophe hinüber in die spätere wieder ruhigere Entwicklungsperiode fortsetzen.

Macht sich ein Moderner all diess klar und lebt nicht in gar zu grossem Vertrauen auf eine unmittelbare und geradlinige Unfehlbarkeit des Fortschritts dahin, so mag es ihm allerdings seinem natürlichen Empfinden nach oft etwas schwer werden, dem alten Hutten seinen Spruch aus der analogen Reformationszeit nachzusprechen und namentlich auch von Herzen nachzufühlen. Aber gerade desshalb müssen wir es auf der höheren sittlichen Stufe eben lernen, dennoch mit dem frohgemuthen Kämpen zu sagen: Jetzt, just jetzt ist es eine Lust zu leben; denn Grosses fürwahr gibt es zu thun und zu arbeiten, rettend zu erhalten und wagend neuzubilden!

So geht der ethisch-ideale Glaube an die Geschichte auch aus der misslichen Probe mit den kritischen Uebergangsverhältnissen der Gegenwart unversehrt hervor. Wir wussten das weitverbreitete Gefühl der Unbehaglichkeit und öffentlichen oder sozusagen geschichtlichen Verstimmung ohne alle Mystik aus ganz natürlichen Gründen zu erklären. Ebenso war es aber auch möglich, die Wege anzudeuten, auf welchen früher oder später die Heilung und Rückkehr zu normalen Durchschnittsverhältnissen erfolgen wird, und zwar um so rascher und nachhaltiger, je kräftiger der Hauptfaktor alles Lebens, das ethische Moment miteinsetzt.

Und wie eine vorsichtige Rechnung im Blick auf Zukünftiges sich weislich hütet, ausschliesslich mit günstigen Chancen zu rechnen und das hoffende Auge vor den ungünstigen zu verschliessen, so wichen wir zuletzt sogar der fatalsten Hypothese nicht aus, welche von manchen Seiten über das Schicksal unserer Gegenwart aufgestellt wird. Allein auch sie konnte uns für die Gesammtbetrachtung nicht beirren. Wir betonten ja von Anfang an, dass das Wesen der historischen Entwicklung keineswegs die korrekte Geradlinigkeit des begrifflichen Schema's und die exakte Störungslosigkeit sei, wie sie sich der systematisirende Kopf oder häufig

nur das wünschende Herz zurechtmacht. Knoten und Risse eignen vielmehr ihrem Faden. Ihr Gang erinnert in dem Alterniren der Extreme oft an das ermüdende Hin und Her des Perpendikels oder doch an die ascetische Verzögerung der Echternacher Springprocession mit ihren zwei Schritten vorwärts und einem wieder zurück. Oder am liebsten vergleichen wir sie der Schraubenlinie, die auch im Fall und Rückgang schliesslich steigt.

Es ist ein divinatorisches Wort von weit mehr als blos astronomischer Bedeutung und gilt für den positiv rationalen Inhalt so gut wie für den räumlichen Boden unserer Geschichte, wenn eben an der Schwelle der Neuzeit jenes unwiderrufliche Motto steht, das sich an Galilei's Namen knüpft:

Und sie bewegt sich doch!

---

nes
der
der
pro-
ick.
uch .

tro-
t so
n as
das





